Novellen

von

Golo Raimund.



Band VI.

Ein Familienschmuck. Zweiter Theil.

Hannover.
Carl Rümpler.
1858.

Ein Familienschmuck.

Novelle

von

Golo Raimund.

Zweiter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1858.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Der Baron Montecaldo war in den sechs Wochen, die er in M. verlebt hatte, in der Stadt und in dem Hause des Herrn Ephraim Radauer fast heimisch geworden, er war in einem gewissen Kreise der Gesellschaft ein gerngesehener, ja bewunderter Gast, und manche christliche Mutter bedauerte im Stillen, daß die Religion des strenggläubigen Israeliten eine unübersteigbare Scheidewand für eine innigere Annäherung bildete. Was Rosalie anbetrifft, so schützte nur ihr Brautstand sie vor übelwollenden Gerüchten, denn Montecaldo war täglich und stündlich in ihrer Gesellschaft und zwar mit einer Freiheit und Ungezwungenheit, die fast die Grenzen des Herkömmlichen überschritt. Daß Rosalie selbst die Veranlassung dazu gab, war nicht in Abrede zu stellen, ja, die Art und Weise, wie sie ihm entgegen kam, erinnerte Felix lebhaft an den Beginn seines eignen Verhältnisses zu ihr und erfüllte ihn mit einer Un-

ruhe und Besorgniß, die mehr der Ehrliebe des Mannes, als der zärtlichen Neigung des Liebenden zuzuschreiben war.

Jede Uebertretung der Sitte und Weiblichkeit, auch zu Gunsten des geliebtesten Mannes, trägt ihre Strafe in sich und fern davon, Glück und Dankbarkeit in dem Herzen des Bevorzugten zu wecken, hinterläßt sie nur Zweifel und Argwohn, die üppig wuchernd den Glauben an des Weibes Werth und Treue vernichten. Auch Felix verlebte qualvolle Stunden und bezahlte das flüchtig verrauschte Glück der Leidenschaft zu Rosalie mit dem letzten Rest seiner Ruhe. Es widerstrebte seinem männlichen Gefühl, die niedrige Rolle des Aufpassers zu übernehmen und doch sah er aus jedem Blick, hörte er aus jedem Worte, welches Rosalie an Montecaldo richtete, daß eine größere Vertraulichkeit zwischen ihnen herrschte, als Sitte und Verhältnisse rechtfertigten. Felix selbst war ihm nicht näher gekommen; es bestand eher eine Art von Feindseligkeit und Abneigung zwischen ihnen, die Jeder, ohne sie hervortreten zu lassen, doch fast instinctartig empfand.

Wir haben Montecaldo beobachtet in dem Nadauerschen Hause, wir haben ihn als einen ge-

wandten, abgeschliffenen Weltmann gesehen und suchen ihn jetzt in der Stille seiner eignen Wohnung auf, die sich im Gasthause befand.

Wir führen unsre Leser in ein großes, wohnliches Zimmer, dem die Leere und das Unbewohntsein der Gasthausgemächer durch den längeren Aufenthalt des Bewohners bereits genommen war. Ein Schreibtisch, bedeckt mit Büchern und Zeitungen, schöne Blumen aus Rosalie's Gewächshause und ein Paar weibliche Studienköpfe von üppiger Schönheit, die Herr Radauer aus seiner Gallerie genommen hatte, um sie hier aufhängen zu lassen, gaben dem Zimmer einen Anstrich von Eleganz und Behaglichkeit.

Montecaldo war schon wach in früher Morgenstunde, offenbar bereit zu arbeiten, oder doch sich ernsthaft zu beschäftigen, denn die Zeitungen waren nicht an den Frühstückstisch, sondern die Kaffeetasse an den Schreibtisch gewandert. Nachdem er eine kleine Zeitlang in Briefen und Papieren gestöbert, trat ein Diener in einer Livree, die etwas zu überladen war, um hübsch zu sein und unangenehm zu den scharf markirten, jüdischen Zügen und den eckigen und linkischen Bewegungen

des Mannes abstach, herein. Er war älter als Montecaldo, hatte die Vierzig bereits überschritten und trug auf dem hagern, schmutziggelben Gesicht neben einer hervorstechenden List und Verschlagenheit einen Ausdruck von Frechheit und Gemeinheit, der seine Erscheinung zu einer höchst widerwärtigen machte. Er hielt in der Hand einen starken, gesiegelten Brief, der fast ein Paquet zu nennen war und als er dem Platze seines Herrn sich näherte, und sich vertraulich über dessen Stuhllehne beugte, lag eine gewisse Gier in dem Blick und der heisern Stimme, mit welcher er sagte:

„Hier ist ein Brief, Aron, und Hatschem soll meschumme sein [1]), wenn es nicht die Abschrift enthält von dem Testament und die Nachricht, daß es aus ist mit dem Levy."

Montecaldo antwortete nicht, er riß das Paquet auf, dem allerdings mehrere Bogen entfielen, die der Abschrift eines gerichtlichen Documentes ähnlich sahen, und kaum hatte er sie erblickt, als er wie schützend die Hände darüber ausbreitete und sich umwendend in ärgerlichem Tone antwortete: „Nun,

---

[1]) Hatschem soll meschumme sein — Gott soll mir helfen.

was geht es Dich an? Was hast Du zu stehen und zudringlich zu sein?"

„Zudringlich? Gott, wie heißt?" schrie der Andere, „wie kann man zudringlich sein, wenn man will von seinen eignen Privatgeschäften reden?"

Montecaldo warf ihm einen spöttischen, verächtlichen Blick zu. „Laß das Gedibbere [1]) und geh Deiner Wege, ich werde klingeln, wenn ich Dich brauche."

„Ihr werdet klingeln, wenn Ihr mich braucht, aber wo werde ich sollen klingeln, wenn ich Euch brauche?" wandte der Diener ein. „Und ich brauche Euch jetzt, und wenn Euch die Livree incommodirt, nun, so werde ich sie ausziehn, damit Ihr wißt, wen Ihr vor Euch habt. Wenn Ihr mir sollt Rede und Antwort stehen über die Masematten [2]), dann habt Ihr die Zunge vergessen. Soll ich so lange Euer Meschores [3]) gewesen sein, und noch immer nicht wissen wofür?"

Montecaldo hielt seine Papiere fester. „Du weißt wofür. Ich hätte Dich gar nicht gebraucht, wenn nicht der Itzig darauf bestanden hätte, daß

---

[1]) Gedibbere — Reden. [2]) Masematten — Geschäfte. [3]) Meschores — Diener.

ich Dich mitnahm. Hast Du mir nicht Schande und Aerger gemacht durch Deine schofeln [1]) Manieren, sieht man Dir nicht den Schuckgänger [2]) noch immer auf zehn Schritte an und ist es nicht genug, dafür zu geben ein Procent?"

„Na Gott, ich bin zufrieden mit dem Procent, aber ich will das Capital kennen, darauf kommt es an. Es ist mein Geschäft wie das Eure und ich will Machulle [3]) gehn, wenn ich mich anführen lasse von Euch. Gott, was ist der Itzig für ein Mensch gegen Euch! Was hat ihn gehindert, der Chusen [4]) zu werden an Eurer Statt, als der Buckel, und was steht ihm im Wege, zu fordern 75 Procent, wenn Ihr Euch mausig macht?"

„Wirst Du schweigen," rief Montecaldo aufgebracht und die Leidenschaft nahm plötzlich seinen Zügen den künstlichen Firniß der Ruhe und des Stolzes und ließen sie, trotz ihrer Schönheit, nicht edler erscheinen, als die seines Gefährten. „Wirst Du schweigen, was geht Dich der Itzig an, und was sein Buckel? Was sollte mein Bruder machen

[1]) Schofel — schlecht. [2]) Schuckgänger — gemeiner Dieb. [3]) Machulle — Bankerott. [4]) Chusen — Bräutigam.

ohne mich und was Du und der Benjamin? Was macht Ihr für Geschrei um Messume [1]) und es ist noch Keiner betrogen. Was hat er gethan der Itzig? Ausgetippelt [2]) hat er, daß der Levy sein Geld will hinterlassen dem Radauer, sobald er nicht sich und seine Tochter läßt schmadden [3]). Der Itzig ist krumm und schief, sein Buckel wird den Chusen der Rosalie nicht aus dem Felde schlagen; mein Schwager der Benjamin hat die Rebecca nun einmal am Halse, er kann die Rosalie nicht mehr brauchen und Du, der Du bist geheißen Schuckgänger und Schärfenspieler [4]), der hat gesessen im Schofelbajos [5]). —

„Was hast Du zu schmusen," [6]) rief Moses im gereizten Ton, „was gehört das hierher, wenn ich will reden von meinen Procenten. Wo ich bin gesessen, da kannst Du alle Tage hinkommen, wenn ich das Maul aufthue. Und ich thue es auf, wenn Du nicht wirst nennen die Summe, die der Levy hat hinterlassen und nicht bewilligst zwei Procent statt eins und Sicherheit giebst."

---

1) Messume — Geld. 2) Austippeln — auskundschaften. 3) Schmadden — taufen. 4) Schärfenspieler — Diebeshehler. 5) Schofelbajos — Zuchthaus. 6) Schmusen — reden.

„Gott der Gerechte, Mensch, Du bringst mich ins Schlamassel[1]), rief Montecaldo, ich will maschulle sein, wenn ich Dir zwei Procent kann geben. Wo soll es her, kann ich es schütteln aus meinem Aermel? Der Itzig, der baldowert[2]) hat, will 30 pCt.; der Benjamin, daß er mich mit guten Wechseln unterhält, die ich ihm zurückzahle, gar 45 pCt., weil ein Risico dabei ist, und Du sollst bekommen 1 pCt. neben Deiner Bezahlung als Meschores und freiem Leben und hundert Thaler für jedes Hosum[3]) oder jede Fleppe[4]) die mir nöthig sein könnte. Und nun kommst Du zu gehen und verlangst zwei Procent! Was bleibt für mich? Fünf und zwanzig Procent und das Risico, daß ich in's Schlamassel komme durch Dich. Es war verflucht vom Itzig, daß ich auf diese Weise soll abmachen seine Verpflichtungen gegen Dich und meschuke[5]) müßt ich sein, wenn ich mich ließe drücken. Was wollt Ihr machen ohne mich? Die Kalle[6]) ist nicht für Euch, denn ehe die Rosalie den Itzig

---

[1]) Schlamassel — Unglück. [2]) Baldowert — eine Heirathspartie auskundschaften. [3]) Hosum — Petschaft. [4]) Fleppe — Papier. [5]) meschuke — verrückt. [6]) Kalle — Braut.

nähme mit dem Buckel oder Dich mit der Chassime[1]), die Du hast in Holland bekommen zum Andenken, ehe läßt sie sich schmadden und nimmt den Gojim[2]). Ich werde es dem Itzig hinschreiben, und dem Benjamin dazu, daß ich Schibbes gehe[3]) und Euch sitzen lasse mit der Masematte, wenn Ihr mich nicht laßt ungeschoren."

„Schreit nicht so, Aron, die ganze Spiese[4]) läuft zusammen; laßt uns ruhig schmusen über die Sache, die Sache ist es werth, es ist eine große Sache. Zeigt mir das Papier, Aron, und ich lasse ein Viertelprocent ab von den zweien."

„Du bist ein zudringlicher Mensch, ein gemeiner Mensch, sage ich," antwortete Montecaldo. „Wer hat Dir wollen entziehen das Papier? Ich habe es lesen wollen in Ruhe und ich habe Dich heißen hinausgehen, zu warten, als meinen Meschores. Da kommst Du zu reden von dem Procent! Was wird der Levy hinterlassen haben? Sechs Millionen polnische Gulden hat er hinterlassen, ist eine Million preußische Thaler. —"

---

1) Chassime — Brandmal. 2) Gojim — Christ. 3) Schibbes gehen — davongehen. 4) Spiese — Wirthshaus.

„Macht 17,500 Thlr. die $1^3/_4$ Procent für mich," rief Moses eilfertig.

„Dalles [1]), wer redet von „Ein drei Viertel?" Ein Procent ist worden accordirt und Dir wie den Andern habe ich Anweisung gegeben auf der Rosalie ihren Brautschatz, welcher beträgt die Hälfte, also 500,000 Thlr.; macht fünf tausend Thaler für Dich zu zahlen nach der Chassne [2]) und keinen Pfennig mehr."

„Chasveschulem [3]), schrie Moses jammernd, „es ist die Rede gewesen von der Erbschaft, von der ganzen und nun sprichst Du von der Hälfte! Jüdennepper! [4]) dem Itzig werde ich's schreiben, dem Benjamin werde ich's schreiben, wie Du sein Moos [5]) vergeudest; den Schauter [6]) hole ich und zeige mich selbst an, damit ich Dir kann beikommen. Freischupper [7]) will ich Dich heißen und Deine Schkorin [8]) an den Tag bringen und zusammen mit Dir ins Schofelbajos [9]) gehen, ehe ich das leide.

---

[1]) Dalles — Schwerenoth. [2]) Chassne — Hochzeit. [3]) Chasveschulem — Behüte Gott. [4]) Jüdennepper — ein Jude, der den andern betrügt. [5]) Moos — Geld. [6]) Schauter — Policist. [7]) Freischupper — falscher Spieler. [8]) Schkorin — Lügen. [9]) Schofelbajos — Zuchthaus.

Gott der Gerechte, ich soll den Betrug dulden an mir und still schweigen dazu!"

Montecaldo mochte einsehn, daß es gewagt sei, die leidenschaftliche Habgier seines Gefährten noch auf stärkere Proben zu stellen, denn nachdem er einen Blick auf Moses verzerrte Züge geworfen, sagte er einlenkend: „Ich will nicht so schofel handeln an Dir, wie Ihr alle an mir; Du magst bekommen ein Procent von der ganzen Summe. Von den letzten 500,000 Thlr. gebe ich Dir eine Anweisung auf Radauers Nachlaß."

„Das ist lang," seufzte Moses, „aber es ist doch ein Gebot. Und nun, wegen das drei Viertel Procent?"

„Nicht ein Viertel," schrie Montecaldo wüthend und schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Hör' Aron, sei kochem;[1]) ich habe wenig zu verlieren, machst Du mich wild, so könnte es kommen, daß wir Beide ins Verschüt gehen[2]). Gieb mir die drei Viertel Procent."

„Ein halb," sagte Montecaldo kleinlaut.

---

1) Kochem — klug. 2) In's Verschüt gehen — in Untersuchung kommen.

„Na gut, die Massematte ist gemacht," erwiderte Moses, „ich will mal thun, als wäre ich der Herr und Du der Meschores und großmüthig sein. Gieb mir 'ne Fleppe[1]) darüber."

Montecaldo schrieb einen Schuldschein, den der Diener prüfte und einsteckte und dann war vollkommene Ruhe in dem Gemach. Montecaldo las seine Documente und Briefe mit großer Aufmerksamkeit, wie es schien auch mit Befriedigung, denn nach und nach glätteten seine Züge sich wieder und als er nach einer Stunde sich erhob, trugen sie einen gewissen Ausdruck des Triumphes, der sie hob und verschönerte. Auch mit Moses schien die Eintracht vollkommen hergestellt, denn indem Montecaldo begann seine Toilette zu machen, sagte er freundlich, als sei nichts vorgefallen:

„Wer weiß, heute über sechs Wochen ist vielleicht die Rosalie schon meine Kalle. Eine Million preußische Thaler ist keine Lumperei und der Radauer ist nicht der Mann, sie fahren zu lassen. Bei der Rosalie ist gut vorgearbeitet, ein Baron ist so viel werth, als der andere. Sind wir durch meinen

---

[1]) Fleppe — Papier.

gewaltiger Kraft das Sehnen und Verlangen dieses zitternden, glühenden Herzens zurück.

Seine Stimme hatte nie wieder weich und zärtlich geklungen wie an jenem Morgen, wo sie zusammen an dem Krankenbette der kleinen Anna saßen; er stand ihr fremd und kalt gegenüber und fand ein grausames Vergnügen darin, durch unablässigen Widerspruch sie und sich zu quälen. Er wollte sich selbst beweisen, daß Victorinens Meinungen und Anschauungen von den seinigen verschieden seien, daß sie seinem Herzen fern und unverstanden bleiben würde, wie Rosalie; aber Felix wußte es nicht, daß das Herz sich nicht betrügen läßt, daß seine Stimme untrüglich ist. Wenn das junge Mädchen stumm und gekränkt sich zurückzog und ihre Augen nicht mehr von der Arbeit erhob, dann hingen seine Blicke an ihr mit Reue, mit Schmerz und Entzücken, dann fühlte er mit Seligkeit, daß seine trotzigen Worte Lüge gewesen waren an ihm und ihr, und er hätte auf seinen Knieen ihr abbitten mögen und ihr zeigen, daß die äußere Kälte und Feindseligkeit der letzte Damm sei, den er seiner glühenden Liebe entgegen zu setzen wußte. Ein einziges Mal, als sie die schönen Augen, die in seiner Gegenwart

so ernst blickten, erhob, waren sie diesem leuchtenden, wunderbaren Blicke begegnet, dessen Glanz wie ein zuckender Blitz die Tiefe seines Herzens erhellte. Hatte sie ihr Bild darin geschaut, daß sie so heiß erröthete, daß ihre Kniee wankten, als sie sich erhob, oder waren es die geheimsten Wünsche und Gedanken ihres eignen Herzens gewesen, die das trügerische Blendwerk heraufbeschworen hatten? Es mochte wohl so sein, denn seine Stimme widersprach diesem Blick, als er sich gleich darauf mit einer fast schneidenden Bemerkung zum Gehen wandte und in mehreren Tagen nicht wiederkam.

Wen also konnte es Wunder nehmen, wenn das junge Mädchen bleich und still ward, wenn der finstere Geist dieses öden, schweigsamen Hauses sich allmählig kalt und bleiern auf den warmen Pulsschlag ihres jungen Herzens legte und ihre kindliche Fröhlichkeit ersterben ließ? Ihr weiches, liebebedürftiges Gemüth verlangte nicht nach dem Glanze und den unbekannten Freuden der Welt, es suchte Güte und Freundlichkeit, nichts weiter, und sie fragte voll Betrübniß sich wieder und wieder, warum alle Herzen hier sich abwandten von ihr.

Unverdiente Kränkungen, vorzüglich von Denen,

die uns theuer sind, machen leicht muthlos und in der Zaghaftigkeit verliert man den freien, klaren Blick und das richtige Urtheil. So ging es auch Victorine; denn nicht Alle wandten sich von ihr ab, oder traten ihr gar feindselig gegenüber, im Gegentheil, die kleine Anna hing mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an ihr und Frau Emma war ihr mütterlich gewogen. Des Kindes Zuneigung aber vermochte Victorinens Herz nicht über Felix beleidigende Kälte und des Präsidenten strengen, hochmüthigen Ernst zu beruhigen und Frau Emma hatte selten Gelegenheit, das Wohlwollen, welches sie für das schöne Mädchen empfand, zu beweisen, da sie selbst seit einiger Zeit gedrückt und sorgenvoll sich gänzlich ihrem Gatten und den von ihm vorgeschriebenen Pflichten und Andachtsübungen widmete. Das waren jetzt die einzigen Stunden, in welchen der Präsident im Familienzimmer erschien und er nahm nicht selten Frühstück und Mittagsmahl allein, wobei höchstens Frau Emma ihm auf seinem Zimmer Gesellschaft leistete. Niemals war der Präsident finsterer und unzugänglicher gewesen, als in dieser Zeit und obgleich er mit den übrigen Hausbewohnern nur beim Gebet in eigentliche Be=

rührung kam, so athmeten doch Alle auf, sobald er, um sich nach seinem Büreau zu begeben, das Haus verließ. Sonst war er nur kalt und ernst gewesen, hatte nur verletzt durch Spott oder geistigen Hochmuth, jetzt war er von einer fast unerträglichen Gereiztheit, die bei der geringsten Veranlassung in eine jähzornige Heftigkeit ausbrach, um dann nicht selten einer gänzlichen Zerstreutheit, die er selbst während der Andachtstunden nicht bewältigen konnte, Platz zu machen. Seine Frau hielt ihn für krank, schob sein verändertes Benehmen auf überhäufte Geschäfte, die seine Nerven angegriffen hätten und bat ihn ernstlich, sich zu schonen. Aber der Präsident war nicht der Mann, sich rathen zu lassen, er schien im Gegentheil immer neue Arbeit und neue Verpflichtungen auf seine Schultern zu nehmen; sein Briefwechsel wuchs, jüdische und christliche Banquiers liefen im Hause aus und ein und wenn die Präsidentin gegen diese neue Geschäftsthätigkeit leise Vorstellungen zu machen wagte, so erwiderte er kurz und ärgerlich, daß die Pflicht, das Vermögen der Armen- und Waisenhäuser, der Missionsvereine und Rettungshäuser zu vermehren, eine so unausgesetzte Thätigkeit erfordere.

Das wäre nun auch recht gut gewesen, wenn die Sorge, die damit verbunden schien, und dem Präsidenten sichtbare Furchen auf Stirn und Schläfen gezogen hatte, sich nicht auch drückend auf die übrigen Hausgenossen erstreckt hätte; aber der trübe Geist des Hauses war nicht zu bannen, er theilte sich, wie schon bemerkt, durch Frau Emma auch Victorine mit und das war in der That betrübt. Denn es konnte nichts Lieblicheres, Frühlingsfrischeres geben, als das silberhelle Lachen dieses jungen Mädchens, als ihre kindliche Heiterkeit, die ihre Schönheit wie mit Sonnenglanz überhauchte und erwärmend und belebend in fremde Herzen fiel.

Es war zu Ende März, einer jener sonnigen, warmen Tage, die die Vorboten des Frühlings sind, deren frische, wonnige Luft den Körper so eigen durchschauert, daß es bis in das Herz zieht und Freude, Liebe und Hoffnung wach ruft.

An eben demselben Tage, wo wir Montecaldo in seiner Wohnung beobachtet haben, suchen wir auch Felix auf. Er hatte angestrengt und ununterbrochen den Vormittag gearbeitet, und erst am Nachmittage nahm er sich Zeit Rosalie zu besuchen. Dieser Gang, den er täglich gewissenhaft als den

ersten nach vollendeter Arbeit that, war mehr Gewohnheit, als Herzensbedürfniß und deshalb war er auch nicht betrübt, als man ihm sagte, daß weder Rosalie noch Herr Radauer daheim seien, sondern mit dem Baron Montecaldo eine Spazierfahrt unternommen hätten. Wenn er darüber nachgedacht hätte, so würde es ihm höchstens aufgefallen sein, daß auch Herr Radauer versäumt hatte, ihn zur Theilnahme aufzufordern, oder ihm wissen zu lassen, wo die Gesellschaft zu treffen sei, denn Herr Ephraim fand nach wie vor seine höchste Ehre und seinen größten Stolz in diesem Schwiegersohn und ließ es an keiner Aufmerksamkeit fehlen. Was Rosalie anbetraf, so hatte sich allerdings Manches geändert seit der Zeit, wo Felix Erscheinen hinreichte, sie zu beglücken. Wie bei allen verwöhnten Kindern des Glücks hatte auch für sie das Gut, nach dem sie verlangend die Hand ausgestreckt, etwas von seinem Werthe verloren, nun es wirklich in ihrem Besitze war und für den Augenblick war Montecaldo ihr, wenn auch nicht theurer, doch ein interessantes Spielzeug. Daß er besser ihre Gedanken und Gefühle verstand, als Felix, das war unbestritten, denn wo dieser liebevoll sie

von ihren Schwächen zu heilen bemüht war, wo sein verletzter Stolz ihren Wünschen, die oft gegen den Tact und das feine Gefühl des gebildeten Mannes verstießen, nicht nachgeben konnte, da wußte Montecaldo mit bewundernswerther Gewandtheit ihr Verlangen als gerechtfertigt hinzustellen und nahm das Privilegium der schönen, jungen und geistreichen Frauen, zu thun was ihnen beliebt und es dadurch zur Mode zu machen, in Schutz.

Felix's Besuch bei seiner Braut war also, wie wir eben erwähnt haben, ein vergeblicher, und mit der Befriedigung, welche die Erfüllung einer Pflicht verleiht, ging er nach dem Hause seines Stiefvaters.

In dem großen, etwas dunkeln und tristen Wohnzimmer im Parterregeschoß des Hauses fand er Victorine ganz allein. Das junge Mädchen hatte sich tief auf eine Arbeit hinabgebeugt, aber bei seinem Eintritt, bei dem Klange seiner Stimme, die sie fürchtete und liebte zu gleicher Zeit, erhob sie das Haupt und indem sie ihm das schöne Gesicht zuwandte, bemerkte er, daß es bleicher war als gewöhnlich und daß in den langen seidenen Wimpern hellglänzende Thränen hingen.

„Victorine," rief er bestürzt, „Sie haben geweint? Sie waren traurig und ich wußte es nicht!"

Die fremde, ungewohnte Bewegung, die in seinem Ton und seinen Worten lag, zitterte in ihrem Herzen wieder. Sie konnte nicht antworten in diesem Augenblicke, sie schüttelte nur stumm das Haupt, aber ihre Thränen flossen auf's Neue.

„Victorine," bat er, und seine tiefe Stimme klang weich und zärtlich, als er ihre beiden Hände in die seinigen nahm und ihr forschend in die schönen Augen blickte, „o, verhehlen Sie es nicht. Wenn Sie wüßten wie theuer mir Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit sind, Sie würden mich nicht in dieser quälenden Angst lassen."

Victorine versuchte zu lächeln; „wem kämen inmitten des frohen und blühenden Lebens nicht auch einmal traurige Augenblicke;" erwiederte sie und zog leise ihre Hände aus den seinigen; „mich bewegten Vergangenheit und Zukunft."

Er blickte sie zweifelnd an; „die Vergangenheit," fragte er, „kennen Sie denn den Schmerz aus früheren Tagen und tragen doch Glück und Frohsinn und Engelsgüte auf Ihrer reinen Stirn? Und die Zukunft, — wir sehen sie durch das Glas un=

serer menschlichen Voraussetzungen und Hoffnungen — muß sie nicht klar und golden für Sie sein, müssen Sie das Glück nicht im Herzen tragen, da Sie es rund um sich her verbreiten?"

Sie lächelte wehmüthig; „ich kenne den Schmerz," sagte sie gedankenvoll, „wenn ich ihn auch nur in fremden Herzen habe kennen lernen, ich habe ihn mitempfunden. Und die Zukunft, wer dürfte so fest auf sie bauen? Sie haben recht, ich bin die einzige Freude meiner Mutter, die wiederum meine einzige Stütze ist. Sie war gestern und vorgestern unwohl, sie zeigte Anfänge, nicht einer Krankheit, aber einer bedenklichen Schwäche, und wenn sie auch heute wohler ist, so kann mein Gemüth den Schrecken nicht so schnell überwinden und ich empfinde die Größe der Gefahr erst, nun sie vorüber ist. Als ich hier so allein saß in diesem stillen Zimmer, da malte ich mir aus, wie es sein würde, wenn ich immer so einsam wäre und Niemand mehr sich freute auf mein Kommen, oder mir freundlich nachschaute, wenn ich ginge; wenn ich kein Daheim mehr hätte, kein Herz, an dem ich ruhen oder sterben könnte, wenn ich in der weiten Welt allein sei."

„Victorine," sagte er erschüttert, „haben Sie nicht Freunde, treue Freunde, die Sie stützen und behüten werden auf Ihrem Wege?"

„Keine," antworte sie leise, „ich habe nur meine Mutter und wenn sie geht, bin ich allein."

„Nein, nein," rief er betheuernd, „Sie sind es nicht. Meine Freundschaft, meine Verehrung, meine reinsten und heiligsten Gedanken, sind sie nicht bei Ihnen, hängt mein Glück nicht von Ihrem Lächeln, meine Ruhe von Ihrer Zufriedenheit ab?"

Sie trat erschrocken und erglühend einen Schritt zurück, und er, ihre Bewegung bemerkend, fuhr rasch und aufgeregt fort: „O, lassen Sie mich Ihr Freund sein, Victorine, schenken Sie mir das süße Glück, Sie beschützen und behüten zu dürfen, schenken Sie mir Ihr Vertrauen und glauben Sie meinem heiligen Manneswort, daß ich ich dessen würdig bleiben will. Ich sage es stolz: würdig bleiben; denn daran, daß ich nie und nirgend verrathen, wie theuer Sie mir sind, daran mögen Sie erkennen, wie ich Sie hochachte. Wenden Sie mir nicht ein, daß diese Freundschaft Gefahren für mich habe; ich kenne sie und verachte sie nicht, ich habe sie nie unnöthiger Weise aufgesucht. Die Bitte: „führe mich

nicht in Versuchung," ist das Gebet eines aufrichtigen redlichen Herzens, ich werde es nicht vergessen, Victorine. Ich will nicht Ihr Glück theilen, nicht an Ihrem Lächeln mich erfreun, aber sie sollen mich rufen, daß ich Ihre Thränen trockne, Sie sollen an mir halten und auf mich bauen und sich bewußt sein, daß ein treuer, treuer Freund über Sie wacht."

Die Thränen, die leuchtend in ihren Augen gezittert, fielen jetzt rasch auf ihre Wangen herab. „O, haben Sie Dank für dieses Wort," rief sie bewegt, „mein Herz segnet Sie tausendmal dafür, und das Andenken an diese Stunde wird mir Muth geben auch für eine Zukunft voll Schmerz."

Er nahm ihre beiden Hände, und zog sie an sein glühendes Herz, er sah ihr tief und zärtlich in die schönen, strahlenden Augen, und fand Ruhe, tiefen, süßen Frieden darin. Da wurde es still auch in ihm, jedes selbstsüchtige Verlangen erstarb vor dem reinen, frommen Ausdruck ihrer milden Schönheit und gewaltsam riß er sich los. „Leben Sie wohl, Victorine," sprach er, „es ist Zeit, daß ich gehe; kein unlauterer Gedanke soll das Andenken an diese

Stunde entweihen. Ich gehe glücklich, o, sagen Sie mir, daß Sie ruhig sind."

Da zog ein sonniges Lächeln über ihr Gesicht, der volle Strahl der Liebe erglänzte darin und sie sagte mit klarer Stimme: „Ich bin zufrieden im tiefsten Herzen und was es wünscht und betet für uns Beide, das mag Gott erfüllen."

Es dunkelte bereits, als Herrn Radauer's Equipage vor dem Hause hielt und wider Gewohnheit wurde Montecaldo nicht gebeten, den Abend in der Familie zuzubringen; vielmehr gab der Banquier, als sein Gast sich vor der Thür verabschiedet hatte, der Dienerschaft die Weisung, Niemand mehr zu melden, da er mit seiner Tochter allein bleiben wolle. Es mußte in der That etwas Wichtiges sein, was Herr Radauer zu einer so ungewöhnlichen Maßregel treiben konnte und wenn wir eine Stunde später in den kleinen Salon schauen, in welchem er seiner Tochter gegenüber saß, so scheinen ihre aufgeregten Züge und ihre lebhaften Bewegungen diese Voraussetzung zu bestätigen.

„Rosalie, Du wirst Vernunft annehmen, Du wirst Deinen alten Vater doch nicht in's Malheur

bringen wollen," sagte Herr Radauer in zuredendem Tone. „Bedenke, eine halbe Million preußische Thaler — und wenn ich sterbe, ist's eine ganze, und wenn ich lange lebe, so wird es in meiner Hand mehr, — das ist kein Spaß. Gott, der alte Levy Lerwatzky war ein braver Mann, ein respectabler Mann, und vor seinem Glauben muß man Achtung haben. Weißt Du, Rosalie, es ist anständig, seine Verwandten von dem Christenthume retten zu wollen mit einer Million; es geht mir an die Ehre und an's Herz, ich glaube, weiß Gott, ich kann es nicht verantworten, wenn ich Dich den Glauben unsrer Väter lasse abschwören."

Rosalie richtete sich ein wenig aus ihrer liegenden Stellung auf: „Sind wir nicht allein, Papa?" fragte sie spöttisch.

„Mein Gott, was soll die Frage," antwortete er ungeduldig, „warum sollten wir nicht allein sein?"

„Weil Du mit einem Male eine Glaubenskomödie spielst, die doch wahrhaftig vor mir lächerlich ist. Ich bitte Dich, laß es gut sein, Papa, sei so gut und komme auf das Hauptthema, auf die Erbschaft zurück."

„Gott, es ist erstaunlich, wie das Kind mich kennt," rief Radauer halb geschmeichelt. „Um also von der Erbschaft zu reden, muß ich Dir nochmals sagen, wie unerwartet sie mir kommt. Der Levy Lerwatzky ist nur ein ganz weitläufiger Vetter von mir, hatte, als ich ihn kannte, eine Frau und zwei Söhne, und ich konnte daher nie auf die Vermuthung kommen, daß ich sein Erbe sein werde. Daß er seine ganze Familie verloren, habe ich gar nicht erfahren, da ich mich nie um ihn bekümmert, denn er war ein Mensch ohne Gefühl, ohne Phantasie, ohne Herz. Nun aber hat er sich um uns gekümmert, hat gehört von Deiner Liebe zu einem Christen, und will uns sein Vermögen nur vermachen, wenn ich es verhindere, daß Du dich taufen läßt. Rosalie, daß ich mit meinem Herzen voll Vaterliebe unter Deiner Herzensverirrung leiden soll, das ist hart! Bist Du Dir etwas schuldig, mir bist Du es auch, und wenn niedrige, gemeine Menschen Dich der Habsucht verdächtigen sollten, so werden Andere Deinen Gehorsam preisen und die kindliche Liebe, die den alten Vater gerettet hat."

„Gerettet," rief sie verwundert, „steht es denn schlecht mit Dir, Papa?"

„Rosalie, wärest Du nicht mein Kind, wärest Du nicht schön, wenn Du naiv bist, Du könntest mich ärgerlich machen," rief Herr Radauer. „Wie kann es schlecht stehen mit einem Manne, der 700,000 Thlr. im Vermögen hat. Wenn ich aber eine Million, oder doch eine halbe, hinzuverdienen kann und ich thue es nicht, so ist es ein Malheur, und wenn Du das Malheur verhinderst, so hast Du mich gerettet."

„Und habe es bezahlt mit meiner Liebe," warf sie ein.

„Wer spricht vom Bezahlen," fragte er eifrig, „verlange ich Deine Liebe, oder verlange ich, daß Du vielmehr den Gegenstand wechselst? Ich bitte Dich, Kind, erhebe Dich über diese kleinlichen Ideen; denke an Katharina die Zweite, an die Pompadour, an die Königin Elisabeth, an alle die großen Frauen, wie sie uns auf der Bühne von den bedeutendsten Künstlerinnen vorgeführt werden; haben sie ihr Herz an Einen gehängt? Sie haben es nicht, sage ich, und Du brauchst es auch nicht. Glaubst Du, ich wollte, Du solltest Dich verschlechtern, wo Du für eine halbe Million Ansprüche mehr kannst machen? Du hast einen Baron gehabt und wirst

wieder einen bekommen, das garantire ich. Sieh mal den Montecaldo an, was fehlt ihm, was —"

„Weißt Du so genau, daß er mich haben will?" wandte sie ein.

„Gott, was ist sie unschuldig," sagte er und sah sie an und streichelte ihr das Haar; „sie ist reizend diese Unschuld, bei Gott, sie ist und wird dem Montecaldo gefallen. Nun, ich, Rosalie, ich Dein Vater sage Dir, daß er Dich liebt."

Sie warf stolz und geschmeichelt den Kopf zurück. „Meinst Du," fragte sie, „aber es gehören Zwei zum Kauf."

„Das weiß ich Kind, aber Du wirst vernünftig sein. Eine halbe Million Thaler sind 1,875,000 Francs, dafür läßt sich Vieles haben in Paris. Was hast Du zu erwarten mit dem Felix? An den Hof bringt er Dich nicht, Vermögen hat er nicht, und wenn es wahr ist, daß der alte Chevalier über sein Geld anderweitig verfügt hat, so seid ihr allein auf meine Kasse angewiesen. Nun denke an Montecaldo; Liebling am Hofe des Kaisers, eine halbe Million bekommst Du in guten Papieren, eine andere halbe und 700,000 Thlr. in Aussicht, wie kannst Du leben! Warum solltest

Du nicht Zutritt haben bei Hofe und in den vertrauten Cirkeln der Aristokratie, wie die Foulds und Rothschilds? Diamanten und Spitzen kannst Du haben, wie sie nur in den Tuilerien zu sehen sind; Deine Equipage kann mit den schönsten in den Champs elysées wetteifern, und Dein Haus wird der Sammelpunkt der berühmten Generäle, der Minister, der Künstler sein. Du bist die Krone von Alle dem: eine schöne, geistreiche, vornehme Frau, die sie alle dem Montecaldo beneiden."

Sie wiegte nachdenkend das Haupt; „und Felix?" fragte sie mit einem Anflug von wahrem Gefühl, „wird er meinen Verlust verschmerzen? Er hat mich nicht gewählt um das Geld, er würde sich durch die Million nicht blenden lassen."

„Gerade deshalb, weil er das Geld nicht zu schätzen weiß, werde ich kein Narr sein und eine Million Taufgebühren bezahlen für Dich," rief Radauer. „Was soll ich das Geld hingeben für einen Adelsbrief, den ich umsonst haben kann und für einen Glauben, wo der unsrige noch ausreicht. Liebt Dich der Montecaldo nicht auch Deiner selbst willen, trug es ihm etwas ein, daß er hoffnungslos nach Dir geschmachtet hat? Blenden läßt er sich auch

nicht, er hängt fest an seiner Väter Glauben und würde Dich nicht nehmen mit all' dem Gelde, wenn Du getauft wärest."

„Ja, darin hast Du Recht, Papa," sagte sie beistimmend, „er ist ein Mann im wahren Sinne des Wortes, er ist ein strenggläubiger Israelit gewesen, ehe an die Erbschaft gedacht wurde, und hat oft getrauert, daß ich es nicht war. Deshalb möchte ich aber auch nicht, daß er die Meinung gewönne, das Geld trennte mich von dem neuen Glauben und dem Geliebten, während es doch nur die Kindesliebe ist. Er braucht von der Erbschaft nichts zu wissen; indem wir es verschweigen, prüfen wir zugleich die Echtheit seiner Liebe."

Herr Radauer lächelte schlau; „Du bist ein gutes, Du bist ein kluges Kind, meine Rosalie, Du machst mich wahrhaft glücklich durch Deine Nachgiebigkeit."

„O, es ist nicht abgemacht, Papa," rief sie schnell, von einer plötzlichen Angst überfallen, „ich kann, ich will mich so schnell nicht entschließen. Wir besprachen mögliche Fälle — Gewißheit noch nicht. Um an einen solchen Wechsel meines Schicksals mich zu gewöhnen, bedarf es Zeit, und was ich thue,

will ich mit Ueberlegung thun. Ich glaube fast, ich ertrage die Trennung von Felix nicht; nun ich ihn verlieren soll, fühle ich lebhaft wieder, wie theuer er mir ist."

„Ich bin befriedigt mit der Aussicht auf Erfolg, mit dem guten Willen. Ich bitte Dich, Kind, weine nicht, Du kennst mein Herz, wie die Rührung es angreift. Gute Nacht, meine Tochter, schlaf wohl, Du darfst nicht mehr aufgeregt werden, wir wollen morgen das Weitere besprechen." Damit drückte Herr Radauer einen Kuß auf ihre Stirn und verließ das Zimmer. Auch Rosalie ging zu Bett; der Schlaf brachte ihr glänzende Träume von Reichthum und Pracht, sie sah sich in goldstrahlenden Sälen, umringt von festlich gekleideten Menschen, die ihr huldigten, sie fühlte sich stolz und geschmeichelt, aber nicht ein leiser Hauch jenes Glückes zog durch ihr Herz, das sie einst in Felix's Nähe gefunden und nicht einmal blickte sein Bild warnend in ihren eitlen Traum.

Es war im schönen Monat Mai, wo alle Knospen sprangen, und wo auch des Menschen Herz wieder jung und grün wird, in süßen Er-

innerungen, in sehnsüchtigen Wünschen oder bestimmten und unbestimmten Hoffnungen. Liebesglück, Jugendmuth, Wanderlust, wie sie alle heißen diese Regungen, die das Herz durchzucken und beleben und es schmücken, wie die Hand der Natur den grünen Wald, sie werden lebendig und lassen es uns empfinden, daß es eben Frühling ist.

Wer hätte es Frau Emma verdenken können, wenn auch sie diesem Drängen nachgegeben und aus dem düstern, öden Hause hinaus gewollt hätte in die freie, frische Natur, an ein stilles Plätzchen voll ländlicher Schönheit und Heiterkeit, wie sie einst es gekannt, wo sie so glückliche Stunden gelebt und mit ihrem guten, wohlwollenden Herzen sich immer verstanden und geliebt sah. Gewiß Niemand; und doch war nicht Frau Emma die Veranlassung, daß zwei große Koffer gepackt auf dem Flur standen und daß die kleine Anna so vergnügt zwischen ihnen hin und her hüpfte. Daß sie es war, welche reisen würde, unterlag keinem Zweifel, denn der Bediente, der die Riemen um die Koffer schnallte, auf welche das Mädchen der Präsidentin den Fuß setzte, um dem Lorenz das Schließen zu erleichtern, brummte recht unhöflich und ließ es

das Mädchen entgelten, daß die Präsidentin keinen Bedienten mithaben wollte, und ihn verdammte, in dem verwünschten Hause, in das nicht Sonne noch Mond schiene und wo Einem das Bischen Lebenslust ganz vergällt wurde, zu bleiben. Die gute Präsidentin; — sie trug die Schuld weder an dem einen, noch dem andern, wäre es nach ihrem Sinn gegangen, sie wäre am liebsten daheim geblieben und hätte versucht ihres Mannes Sorgen, wenn nicht zu lindern, doch zu theilen. Das war aber bei dem Character des Präsidenten nicht möglich, er gestattete Niemandem einen Einblick in seinen Gemüthszustand und widersprach es auf das Heftigste, daß er überhaupt Kummer oder Sorgen habe. Aber wer ihn beobachtete, wie seine Frau es that, wie er Nächte lang ruhelos auf und nieder ging in seinem Zimmer, und gedankenvoll Alles um sich her vergaß, oder zusammenfahrend aufschreckte aus leichtem Schlummer, der ließ sich nicht täuschen. Und vielleicht war es gerade das, was ihn bewog, darauf zu bestehen, daß die Präsidentin mit Anna einen Sommeraufenthalt für sechs bis acht Wochen auf dem Lande nahm. Seine bestimmte Art und Weise ließ keinen Einwand zu,

Frau Emma mußte sich fügen und erbat nur die Vergünstigung, Victorine zur Gesellschaft mitnehmen zu dürfen, ein Wunsch, den der Präsident bereitwilligst gewährte. Aber es war, als ob Niemand an dieser Reise sich freuen wollte, als Anna, denn auch Victorine saß traurig und gedankenvoll in dem Zimmer, was sie mit ihrem Zögling bewohnte und wenn man sie genau betrachtete, konnte man meinen, sie habe geweint. Eine Trennung von ihrer Mutter, die seit langen Jahren Wittwe, ihre einzige Freude in der schönen, blühenden Tochter fand, führte allerdings mehr Schwierigkeiten für Victorine herbei, als Frau Emma, welche in ihrer Güte dem jungen Mädchen ein Vergnügen zu bereiten wähnte, ahnen konnte.

Die Steuer-Inspectorin Baum war eine kränkliche Frau und Victorine war ihr nicht allein eine treue, unermüdete Pflegerin, sondern sie war, was für Kranke häufig eben so wichtig ist, eine heitere, immer zufriedene Gesellschafterin, eine anmuthige Vermittlerin zwischen der resignirten Traurigkeit, die über dem Wesen der stillen Frau Baum ausgebreitet lag und der lachenden, lockenden Welt. Sie wußte von der letzteren freilich sehr wenig, sie

kannte sie nur aus der Schulzeit, aus der kurzen Zeit die sie in Berlin verlebt, oder aus Büchern und den gelegentlichen Erzählungen der Präsidentin; aber soweit sie das Leben aus den hellen Fenstern ihrer kleinen traulichen Wohnung überschauen konnte, schien es voll Freude und Glück, ihre Phantasie schmückte es mit tausend heitern Farben und die geringsten Erlebnisse, die ihr da draußen widerfuhren, wußte sie mit einem so fröhlichen, lebendigen Reiz darzustellen, daß die stille, kranke Frau es gar nicht empfand, wie einsam sie lebten und selbst für ihr Kind nicht mehr begehrte, als ein ruhiges, beschauliches Leben, das in der Sorge für Andere die Erfüllung seiner Pflicht, in dem festen Glauben seinen Halt und in der Natur und der Wissenschaft seine Freude findet.

Ob Victorinens Wünsche nicht weiter gingen, das wußte die Mutter nicht; sie vermied, durch Fragen oder Warnungen die schlummernden Gefühle dieses jungen Herzens zu wecken, sie betete zu Gott, er möge die Liebe mit ihrem trügerischen Glücke an ihrem Kinde vorüberziehen lassen, daß es bewahrt werde vor den Täuschungen, den unsäglichen Schmerzen, die in ihrem Gefolge sind.

Vielleicht dachte Victorine etwas Aehnliches, als sie an dem Vorabend ihrer Reise so trübe und nachdenkend in's Weite schaute; das Buch, in welchem sie gelesen, war ihrer Hand entsunken und erst als die Thüre sich öffnete und der Präsident hereintrat, erhob sie sich rasch von ihrem Sitze. Auch er hielt ein Buch in der Hand, das mit seinem rothen, etwas verblichenen Maroquin-Einband jenem, in welchem Victorine eben gelesen, sehr ähnlich sah, und der Präsident fragte mit einer Hast, die dem jungen Mädchen fast komisch erschien: „Wie kommt das Buch in mein Haus, haben Sie es von irgend Jemand geliehen, Fräulein Baum?"

„Es ist mein Eigenthum," erwiderte sie, „ich habe darin gelesen und war so nachlässig, es im Wohnzimmer liegen zu lassen; ich bitte um Entschuldigung."

„O, nicht deshalb," warf er leicht hin, und fuhr dann in dem früheren angelegentlichen Tone fort: „Sie haben es zum Geschenk bekommen, vielleicht von einer Freundin? die Jugend schwärmt in der Regel für Rousseau's Heloise."

„Ja, sie ist auch herrlich," rief Victorine begeistert, „und das Buch ist mir doppelt theuer, da

es ein Andenken an meinen Vater ist, dessen Eigenthum es war."

„Ein Andenken an Ihren Vater?" rief der Präsident, „aber in dem Buche steht deutlich zu lesen: le capitaine Victor Lambert. Paris.

„Nun ja," sagte sie einfach, „so hieß mein Vater. Ich war erst drei Jahre, als meine Mutter ihren zweiten Mann heirathete, den ich ebenfalls nicht gekannt habe, weil er sechs Wochen nach der Verheirathung starb. Aber er hat so liebevoll und großmüthig für die Mutter und mich gesorgt, daß ich ihm dankbar bin, wie meinem wahren Vater und der Gewohnheit der Leute, die mich bei dem neuen Namen Mutter nannten, nie hindernd entgegen trat. Mein Stiefvater hat vor seiner Verheirathung nicht hier gelebt, er brachte, als er hierher versetzt wurde, um gleich darauf zu sterben, Frau und Kind mit und bei der gänzlichen Zurückgezogenheit, in der meine Mutter gelebt hat, haben es wohl die Wenigsten erfahren, daß ich nicht das seinige war."

Der Präsident athmete tief auf: „Ah, es ist drückend warm hier, sagte er, indem er mit dem weißen Tuche den Schweiß von der bleichen Stirn trocknete; seien Sie so freundlich und öffnen Sie

ein Fenster. Also der Steuerinspector Baum war nicht Ihr Vater? Es ist eine feine, echt weibliche Dankbarkeit, den Namen dessen zu führen, der den Vater in seiner Liebe und Sorgsamkeit ersetzt hat. Es ist ein zartes Gefühl, das ich vollkommen zu schätzen weiß. Und Ihr wirklicher Vater, der, wie ich aus diesem Buche ersehe, Officier war, er starb auf dem Felde der Ehre?"

Eine plötzliche Bläſſe überhauchte das schöne, kindliche Gesicht des jungen Mädchens und ihre Stimme hatte etwas Schmerzliches, als sie kurz und ausweichend antwortete: „nein, er starb in Paris."

In den Gesichtern beider Personen, die hier einander gegenüber saßen, war eine tiefe Bewegung aufgestiegen, gewiß aus verschiedenen Quellen und darum auch verschieden im Ausdruck. Der Präsident war indessen ein zu gewandter Weltmann, der eine zu entschiedene Herrschaft über sich erlangt hatte, als daß er seine Aufregung nicht sogleich unterdrückt und sie so dem jungen Mädchen verborgen hätte. Er bückte sich, um das andere Buch aufzuheben, das zu Victorinens Füßen lag und keinen Namen trug, und nachdem er einige Augen=

blicke darin geblättert, gab er es ihr mit einer leichten, artigen Neigung des Kopfes zurück. „Wenn Sie nicht beabsichtigen, die Heloise mit zu nehmen, so würden Sie mich verbinden, wenn Sie mir das Buch während Ihrer Abwesenheit hier ließen," sagte er. „Es ist lange her, daß ich es nicht gelesen, ich verspreche mir in meiner Einsamkeit Genuß davon."

Obgleich Victorine diesen Wunsch in des Präsidenten Munde fast befremdlich fand, so ließ sie das doch nicht merken, sondern drückte nur ihr Vergnügen über diese Uebereinstimmung ihres beiderseitigen Geschmackes aus, worauf der Präsident sich wieder zurückzog.

Diese kleine Unterbrechung schien Victorinen's Ideengang nicht gestört zu haben, sobald sie sich allein sah, nahm sie ihren Sitz am Fenster wieder ein und schaute mit dem vorigen trüben und nachdenkenden Ausdrucke in's Weite.

Es war so natürlich, daß sie das Leben der nächsten Wochen sich ein wenig ausmalte, den heiteren, gemüthlichen Ton des kleinen ländlichen Bades, das die Präsidentin gewählt, und das trotz seiner Stille für Victorine Abwechselung und Neuheit

haben mußte. Sie schalt sich selbst, daß sie sich nicht mehr darauf freute, daß ein unsagbares Gefühl sie hier hielt, wo es doch eigentlich düster, kalt und freudlos war; sie entschuldigte sich mit ihrer Sorge um die Mutter, die dann allein blieb, aber eigentlich war sie jetzt nach dem kurzen Krankheitsanfall ausnahmsweise wohl und hatte, da sie wußte, daß ihr Liebling zurückkehrte, sogar eine herzinnige Freude über dies kleine Vergnügen. Das also konnte es nicht sein und Victorinen's Gedanken schweiften weiter und hielten bei Felix's Bilde still. Sie erröthete zwar und ihr Herz klopfte ein wenig schneller, als sie sich eingestand, daß er es sei, der sie hier hielt, aber sie beruhigte sich gleich wieder, — diese Liebe und Dankbarkeit für ihn konnte keine Sünde sein. War es nicht natürlich, wenn sie wünschte in seiner Nähe zu bleiben, da sie wußte, daß dies freundliche und häufige Beisammensein nur noch eine kurze Zeit währen würde? Seine Freundschaft für sie, dessen war sie gewiß, dauerte ewig, aber wenn er erst verheirathet war, wenn er das süße Recht in Anspruch nehmen konnte, täglich, ja stündlich bei seiner schönen jungen Frau zu sein, da würde er der Freundin nicht mehr so viel Zeit widmen können.

Die glückliche, glückliche Rosalie; schön, reich, unabhängig und geliebt von ihm!

Victorine wurde traurig, als sie an Felix's Braut dachte, sie hätte so sehr gewünscht, das junge Mädchen wäre freundlich und gütig gegen sie gewesen. Seine Braut, das Weib, das er gewählt hatte vor Hunderten, die demüthig und beseligt sich vor ihm geneigt haben würden, mit welchen Tugenden und Vollkommenheiten schmückte sie Victorinens' Phantasie, und wie that es ihr weh, daß sie selbst, gerade sie, von der Huld und Freundlichkeit Rosalie's ausgeschlossen war. Denn die wenigen Male, daß Felix seine Braut in das Haus des Präsidenten geführt hatte, war Victorine mit einer Gleichgültigkeit oder geringschätzenden Herablassung von ihr behandelt, die ihr im tiefsten Herzen wehe that, und die die Präsidentin durch mütterliches Wohlwollen und Felix durch vermehrte Beweise seiner Achtung vergeblich gut zu machen strebten. Nach und nach waren diese Besuche seltener geworden, in der letzten Zeit hatten die beiden jungen Mädchen sich fast gar nicht mehr gesehen und Victorine fürchtete, daß mit dem vermehrten Einfluß, den die Gattin auf den Mann gewinnt, auch Felix fort-

bleiben würde, bis vielleicht einmal ein Nothschrei aus Victorinen's tiefstem Herzen ihn an sein Gelübde — ihr gegenüber erinnerte. Jetzt aber war ihr Beisammensein noch ein häufiges, noch ungestört durch geheime Vorwürfe auf der einen und verschmerzte Kränkungen auf der andern Seite und darum war es so natürlich, daß Victorine eine vorzeitige Trennung scheute. Es fand seit jenem Tage, wo Felix durch das plötzlich zum Durchbruch kommende Gefühl alles Bittre und Fremde zwischen ihnen hinwegnahm, ein inniges Vertrauen zwischen Beiden statt, das gleichwohl Victorine mehr noch zu beglücken schien, als Felix, dessen bleiches, ermüdetes Gesicht von Kämpfen zeugte, die ihrem jungen Herzen in dieser Kraft fern blieben. Wenn auch ihr Herz erzitterte in seinen geheimsten Tiefen nur in der Erinnerung an jenen Abend, wo sein Blick, sein Ton, seine dunklen, unverstandenen Worte sie durchschauerten mit süßem Entzücken, so hatte sie doch nie ergründet, was ihn eigentlich so gänzlich umgewandelt und was es war, das aus dieser leidenschaftlich erregten Stimme sprach. Die Liebe? — O, nein, Victorine hatte daran nicht gedacht,

Rosalie war ja die Braut seiner Wahl, jung, schön und glücklich.

Felix hatte sich nie über sein Glück oder seine Liebe zu seiner Braut ausgesprochen, er vermied es fast, Rosalie's Namen nur zu nennen, aber das ließ Victorine nicht an der Innigkeit des Verhältnisses zweifeln. Das Bekenntniß über die Liebe gehört nicht in das Bereich der Freundschaft, die bei aller Treue und Wärme doch um einen Grad kühler und besonnener ist, als jene; dieser süße Austausch der Herzen ist das alleinige und unbestrittene Vorrecht der Liebenden. Victorine also hielt Felix für glücklich und hatte für die Empfindung, die er ihr an jenem Abend gezeigt, keinen andern Namen als Mitleid und Wohlwollen.

Sie hatte sich ganz vertieft in die Gedanken an seine Zukunft — die ihrige bedachte sie nicht. Zu seiner Hochzeit, die an Rosalie's Geburtstag statt finden sollte, würde sie wieder zurück sein, die Präsidentin und Anna würden an einem solchen Tage nicht fehlen wollen, und Victorine konnte sein Glück ganz in der Nähe schauen. Victorine liebte ihn so selbstlos und doch füllten Thränen ihre Augen, als Rosalie's Bild bräutlich geschmückt, erglühend in

Liebe und Entzücken vor ihren innern Blicken aufstieg, als sie an Felix Brust ruhte, die nun ihre Heimath wurde. „Gott segne sie," stammelte ihr bebendes Herz, während ihre Lippen stumm blieben und ihre feine Hand sich über die thränenschweren Augen legte, als könne sie so das Bild bannen, dessen Glanz und Glück sie blendete und ihr wehe that.

Da zog eine andere Hand die ihrige leise herab und ihre Augen begegneten Felix's zärtlichem Blick, der fragend auf ihr ruhte. Sein Gesicht war so bleich, daß sie erschrocken gewesen sein würde, wenn nicht zugleich ein strahlendes Entzücken darauf gelegen hätte. „Victorine, meine Victorine," flüsterte er und bemühte sich vergeblich, seiner männlichen Stimme Festigkeit zu geben, „o, ich bin frei!"

Wie ein electrischer Schlag durchzuckte es das junge Mädchen, das nur instinctartig die Bedeutung dieser Worte empfand; sie konnte ihre Ursachen und ihre Folgen nicht recht klar übersehen; aber ihr war als sei eine ungeheure Scheidewand gesunken zwischen ihm und ihr und sie ließ es geschehen, daß er sie an sein Herz zog, an dies stolze, stürmische Herz, das er so männlich bezwungen, daß

er glühende Küsse auf ihre reine Stirn, auf ihre warmen, blühenden Lippen drückte. Sie fragte nicht; sie wußte, sie hatte ein Recht, an seiner Brust zu ruhen, wenn er selbst sie an diese Stelle zog, Felix konnte nur das Rechte thun. Aber am Ende ermannte er sich selbst und erinnerte sich, daß er dem schönen, unschuldigen Geschöpf, das sich ihm so vertrauend hingab, eine Erklärung schuldig sei.

„O, Du, mein süßes, süßes Lieb," flüsterte er bewegt und sah ihr zärtlich in die strahlenden Augen, die so gläubig auf ihn gerichtet waren, „nun bist Du mein, dem Glücke dieses Augenblickes folgt keine Reue. Als ich mich mit Rosalie verlobte, wollte ich die Ehre des Mannes, den reinen Namen eines Mädchens, das vertrauend sich mir hingab, mit meiner Liebe einlösen; Gott hat dieses Opfer nicht angenommen, er wollte nicht das Glück eines langen Lebens für den flüchtigen Rausch einer kurzen Stunde. Was ich seit Wochen geahnt, es ist nun eingetroffen, Rosalie selbst giebt mich frei, ohne Schmerz und ohne Vorwurf. Sie will von ihrem Glauben nicht lassen, und findet vielleicht auch in mir nicht das, was sie bedarf und gehofft; nur sie konnte dies Band lösen und sie ist weise und stark genug es zu thun. Daß sie in Frieden,

ja, wie sie mir schreibt, mit Segen von mir scheidet, daß ich nicht ihre Achtung und nicht die Deine verscherzt, das danke ich Gott aus tiefster Brust. Du hast an meinem Herzen geruht, Victorine, Du hast nun gefühlt, daß es Dein war, lange, lange, ehe meine Lippen es aussprechen durften. Willst Du es behalten, Victorine, willst Du es vergessen lehren was es gelitten um Dich und es schmücken mit dem Glanze Deiner Liebe, willst Du meine Geliebte sein, mein süßes, süßes Weib?"

„In Ewigkeit;" flüsterte sie.

Nun war das Bild, von dessen Anblicke Victorine sich hatte abwenden wollen, doch Wahrheit geworden und ihr trunkenes Herz hing mit Entzücken daran. Jetzt hielt Felix die Geliebte umschlungen, die vertrauend an seiner Brust lehnte, die nun ihre Heimath war. Alles war dasselbe, nur die Braut war eine andere — war sie selbst. O, glückliche, glückliche Victorine!

In aller Frühe des nächsten Morgens, der frisch und heiter heraufstieg, hielt die Equipage des Präsidenten vor dem Hause, um die Damen nach der Eisenbahn zu bringen. Frau Emma hatte sich in

das Unvermeidliche gefunden, konnte sich auch augenblicklich dem wohlthuenden Eindrucke, den die klare, glänzende Morgenluft auf ihr Gemüth machte, nicht entziehen und betrachtete ihr Vorhaben mit zufriedenem Blick; die kleine Anna jauchzte auf wie ein Vögelchen, das man im Frühling aus seinem goldenen Käfig in den grünen Wald schickt und Victorine war strahlender von Glanz und Freude, als der junge Tag, der ihr süßes Geheimniß beschien. Denn ein Geheimniß war es selbst ihrer Mutter geblieben, da die Zeit für eine solche Mittheilung zu kurz gewesen war, und Victorine mit der Kunde ihres Glücks zugleich Sorge und Unruhe auf das Mutterherz gelegt hätte, so lange sie ihm die Möglichkeit nahm, sich auszusprechen. Auch der Präsidentin sollte es noch nicht gesagt werden, eine zarte Achtung vor Rosalie's Gefühl legte den Liebenden die Pflicht auf, ihr Glück noch zu verschweigen und Felix, der theils dem Gerede der Leute ausweichen, theils nicht in der Stadt bleiben wollte, die ihn ohne Victorine traurig und öde dünkte, reis'te eine Stunde später als sie nach der Hauptstadt.

Der Präsident war also allein und wenn man

sich erinnerte, wie geflissentlich er die Gesellschaft der Seinigen in der letzten Zeit gemieden hatte, so mußte man auf den Gedanken kommen, daß ihm die Einsamkeit wohlthuend sei. Beschäftigung machte er sich genug, er ging oft schon des Morgens in aller Frühe aus, schrieb und las bis spät in die Nacht und hatte einen so lebhaften Verkehr mit den jüdischen Banquiers der Stadt, daß der Bediente in der Gesindestube alles Ernstes behauptete, der Herr bekehre die Juden im Geheimen zum Christenthum. Trotz dieser vermeintlichen frommen Beschäftigung aber hatte er für seinen Freund, den Pastor Buch, weniger Zeit als sonst und die Leute im Hause wollte es bedünken, als sei auch die Abendandacht kürzer als früher. Verargen hätten es selbst die Feinde des Präsidenten ihm nicht können, denn wer diese wechselnde Stimmung, diese innere, quälende Unruhe beobachtete, die von Tag zu Tag zunahm und den stolzen, verschlossenen Mann aus einem Zimmer in das andere trieb, der konnte nicht glauben, daß er mit ganzem Herzen dabei war, wenn er seinen Untergebenen Buße predigte. Die Zeitungen wanderten mit der Bibel vor sein Bett und eines Tages bemerkte der Bediente, der das heilige Buch

beim Abstäuben fallen ließ, zu seinem grenzenlosen Erstaunen sogar, daß ein Coursblatt herausflog, das der Präsident hineingelegt haben mußte.

Es mochten vierzehn Tage nach der Abreise der Präsidentin verflossen sein, als der Präsident früher noch als gewöhnlich aufstand und überhaupt eine so zunehmende Unruhe, die bald mit Milde, bald mit Heftigkeit abwechselte, verrieth, daß der Bediente der Köchin versicherte, er sei dies Leben leid, und entschlossen, mal wieder einen vernünftigen Herrn zu suchen, der es wisse, was man den Leuten schuldig sei. Diese rebellischen Gefühle mochten den Lorenz an dem besagten Morgen wohl veranlaßt haben, nach dem gewöhnlichen Gange zur Post, wo er seit einiger Zeit die eben angekommenen Börsen- und Coursberichte in Empfang zu nehmen hatte, noch einen Spaziergang zu machen; denn wie sehnsüchtig, wie verzweiflungsvoll sein Herr auch harrte, Lorenz kam nicht zurück. Der Präsident durchschritt sein Zimmer vielleicht zum hundertsten Male, er versuchte zu lesen, aber die Buchstaben tanzten vor seinen Augen, er öffnete das Fenster, um die Frische des Morgens zu athmen und warf die duftende Cigarre weg, für die er keinen Athem mehr hatte. Endlich bequemte

er sich zu einem Entschluß, er wollte einen Zweiten nach Lorenz aussenden und schon war er im Begriff zu klingeln, als die Thür sich öffnete und ein Mädchen hereintrat, welches den Herrn Danziger meldete.

Ein scharfer Menschenkenner hätte vielleicht den Sturm bemerkt, den dieser Name in dem Innern des Präsidenten anrichtete; das Mädchen sah es nicht. Obwohl er maschinenmäßig nach der Lehne eines Stuhls griff, um sich zu stützen, vergaß er doch keinen Augenblick, daß er nicht allein sei und sagte deshalb mit seinem gewöhnlichen klaren, harten Ton: „Führen Sie den Herrn herein.“

Der Mann, der im nächsten Augenblicke erschien, war ein Jude noch in den besten Jahren, von kleinem, mageren Bau, der in dem verschossenen grünen Rock noch gebrechlicher aussah und einem klugen, etwas verhungerten Gesicht. Einen Augenblick richtete er die stechenden, grauen Augen auf den Präsidenten und sagte dann, als er auf dessen Gesichte eine fast stolze Ruhe fand, schnell mit kriechender Höflichkeit: „Guten Morgen, Herr Präsident, ich wünsche unterthänigst wohl geruht zu haben, und wollte mir, wenn es nicht noch zu früh ist,

eine Viertelstunde erbeten haben, um zu sprechen über das Geschäftchen, welches wir haben entreprenirt."

„Was bringen Sie, Danziger?" fragte statt der Antwort der Präsident. „Daß es nichts Gutes ist, könnte ich schon deshalb wissen, weil Sie so früh kommen, auch wenn ich nicht unterrichtet wäre, wie die Cosel-Oderberger gefallen sind."

„Gott, was kann es verschlagen für einen Herrn, wie Sie sind," sagte der Jude, indem er eine abgegriffene Brieftasche hervorzog: „Haben Sie mal eine kleine Schlappe erlitten, so macht es die Casse der Frau Gemahlin wieder gut, die eine so charmante, liebe Dame ist, daß —"

„Bei der Sache bleiben, Danziger," unterbrach der Präsident kurz und stolz den Redefluß desselben; „die Actien standen gestern 94 und heute, — Sie haben doch den neuesten Coursbericht?"

„Heute stehen sie nur 92," sagte Danziger mit einem Tone, der wehmüthig bedauernd klingen sollte und doch eine geheime, gierige Freude barg. „Sie haben gekauft auf Zeit; die Actien sind gefallen von 110 auf 92, macht für 20,000 Thlr. fünf tausend vier hundert Thaler,"

Obgleich ja der Präsident auf diesen Ausgang vorbereitet war, konnte er doch seine vollkommene Ruhe nicht behaupten, er mußte sich setzen, ohne daß jedoch der Jude ahnte, wie es in dem Innern des stolzen, vornehmen Herrn aussah, der sich herabgelassen hatte, Geschäfte mit ihm zu machen.

„Die Actien sind das Wenigste, Danziger, ich wußte ja eigentlich Bescheid davon," sagte der Präsident. „Mein Bedienter muß gleich mit den Zeitungen kommen, der letzte Ziehungstag der preußischen Staatslotterie war gestern."

„Ich weiß," erwiderte der Jude, „wäre ein großer Gewinn gekommen, hätte der Herr Präsident eine telegraphische Depesche erhalten. Ich habe die Ziehungsliste bei mir, aber ich weiß Ihre Nummern auswendig; auf ein Loos ist gefallen 200 Thaler, auf zwei sind gefallen 100, auf fünf der Einsatz und zwölf haben Nieten."

Der Präsident unterdrückte ein schmerzliches Aufstöhnen; „geben Sie mir die Ziehungsliste, Danziger, rasch," rief er, indem er aus seinem Schreibtisch einen mit Zahlen beschriebenen Bogen nahm, „ich spiele ja nicht allein in I h r e r Collecte, ich spiele hundert Loose!"

„Ah,“ rief Danziger verwundert, „aber das ist zu viel, Herr Präsident, wahrhaftig Gott, es ist zu viel, man muß auch dem Glück solide die Hand bieten.“

Rieger antwortete nicht, sein Blick flog suchend und vergleichend von der Ziehungsliste auf den Papierbogen und zurück und seine Züge nahmen einen immer muthloseren, verzweifelteren Ausdruck an. Endlich sank er wie gebrochen in seinen Sessel zurück; „es ist aus, Danziger, ich bedaure Sie,“ rief er tonlos, „ich bin ein ruinirter Mann!“

„Gott, Herr Präsident,“ schrie der Jude ängstlich, „machen Sie keinen Spaß mit mir! Ich bin ein armer Mann, aber ein rechtschaffener Mann, ich bin Familienvater; ich werde mich nicht sollen zu Grunde richten mit Ihnen. Ich habe wenig genug verdient an der Provision und daran, daß ich den Unterhändler habe gemacht, ich kann mich nicht lassen betrügen um mein sauer verdientes Geld! Wer nicht das Vermögen dazu hat, der soll das Speculiren lassen und nicht ehrliche Leute in's Malheur stürzen, die nie was verthan haben.“

„Hund," rief der Präsident bei diesen Worten, die seine Ehre angriffen, mit unterdrücktem zornbebenden Ton und ergriff mit eiserner Hand den Juden an der Gurgel, „Creatur, was unterstehst Du Dich!" Aber als habe er sich beschmutzt, stieß er ihn weit von sich und sagte, während Danziger wimmerte vor Schreck und Schmerz: „Danziger, ich will wie ein vernünftiger Mann mit Ihnen reden, sehen Sie zu, ob Sie mir vernünftig zuhören können."

„Wenn ich mich herbei lasse, Sie mit meinem vergangenen Leben und meinen Verhältnissen bekannt zu machen, so geschieht das, um Sie zu überzeugen, daß ich stets mit Energie gearbeitet habe, mich aus schwierigen Lagen herauszureißen, und daß ich nie die Ruhe und Besonnenheit verloren habe, die dazu gehört."

„Mit anderer Leute Geld," murmelte Danziger verständlich genug, daß der Präsident es hörte, schmiegte sich aber wie furchtsam hinter den Tisch, als er in dem Auge des stolzen Mannes dasselbe zornige Aufleuchten von vorhin bemerkte.

Ich wünsche, wie ich vorhin aussprach, daß Sie mich vernünftig, d. h. vor allen Dingen, ohne

insolente Nebenbemerkungen anhören," fuhr der Präsident fort, „ich möchte sonst ungeduldig werden und der Sache ihren Lauf lassen. Bedenken Sie, daß nur Sie etwas zu verlieren haben, ich — und wenn Sie wissen, was Ehre ist, so werden Sie meinem Wort glauben, — ich nichts mehr. Wenn ich also rede, geschicht es Ihretwegen.

Als ich Regierungsrath wurde, und das sind jetzt über zwanzig Jahre her, hatte ich mein geringes Vermögen nicht allein zugesetzt, ich hatte auch gegen zwölf bis funfzehn Tausend Thaler Schulden. Das ist nicht viel, wenn man bedenkt, daß ein junger Mann, von Kindheit auf gewöhnt an die Anforderungen und Annehmlichkeiten der höheren geselligen Kreise, und nachdem er aus eigenen Mitteln die geistige Ausbildung, also das Material, was der Staat nöthig hat, um die Maschine im Gange zu erhalten, sich verschafft hat, von eben diesem Staate verdammt ist, Jahre lang umsonst für ihn zu arbeiten. Es ist ferner nicht viel, wenn ich Ihnen sage, daß es Juden waren, bei denen ich borgte. Die Bedürfnisse und der Gehalt nahmen nicht in gleichem Verhältniß zu — die Gewohnheiten des früheren Lebens vergessen

sich nicht, sollen sich nicht vergessen, weil sie zugleich wieder genau mit unserer gesellschaftlichen Stellung, für die wir dem Staate in gewisser Weise verantwortlich sind, zusammenhängen. Mein kleines Capital war schon erschöpft, als ich die Universität verließ; nach zehn Jahren hatte ich funfzehntausend Thaler Schulden und doch eigentlich nur bescheiden gelebt. Da that ich eine Erbschaft; dieselbe, in deren Erwartung meine Gläubiger mir geborgt hatten. Es waren freilich funfzigtausend Thaler, aber wenn man davon funfzehntausend für Schulden fortgeben soll und zu gleicher Zeit einen Hausstand begründet, der ein doppeltes Einkommen erheischt, so ist es natürlich, ja sogar Pflicht gegen die Seinen, daß man versucht, das Verlorene wieder zu gewinnen."

„Freilich, freilich," stimmte Danziger ein, „ein Mann, der nur eine Idee Geschäftssinn und dabei nach Abzug der Schulden noch immer fünf und dreißig Tausend Thaler hat, soll nichts stecken lassen."

„Gut; also ich speculirte, ich spielte, aber ich hatte Unglück. Am grünen Tisch wie an der Börse verlor ich unaufhaltsam, und als meine

Frau starb, war auch mein Vermögen hin. Inzwischen war ich Präsident geworden und bezog eine gute Einnahme; ich würde mich damit begnügt haben, wenn ich nicht eine Tochter gehabt hätte, an deren Zukunft ich unablässig dachte. In Folge dessen war es meine erste Sorge, ihr eine treue, würdige Mutter wieder zu geben und dann dachte ich an ihr materielles Wohl. Meine zweite Gattin besaß ein Vermögen von fünf und zwanzig Tausend Thalern, das sie mir voll Vertrauen zur beliebigen Disposition stellte. Sie wissen, welche Versuche ich, nachdem wiederum erst Schulden abgetragen waren, mit dem Rest anstellte, das Verlorene wieder zu gewinnen. Sie waren mein Rathgeber und daher, wenn überhaupt von einer Schuld die Rede sein kann, mein Mitschuldiger."

„Ich muß bitten, Herr Präsident", rief Danziger, „Sie haben mich gefragt wie und worin Sie sollten speculiren; Sie haben einen armen aber redlichen Mann gefragt und ich habe geantwortet einem reichen Mann, den ich ebenfalls für redlich hielt. Wenn Sie mir gesagt hätten: Danziger, hier sind funfzehn Tausend Thaler — aber es ist das Letzte, ich habe außerdem noch Schul-

den — was soll ich thun damit, so würde ich geantwortet haben: „Herr Präsident, legen Sie es an in sichern Hypotheken und wenn Sie durchaus dem Glück wollen die Hand bieten, so legen Sie tausend Thaler hinein, und nicht mehr. Aber das haben Sie mir nicht gesagt und darum konnte ich Ihnen nicht so antworten. Sie haben sich ausgegeben für einen vornehmen Mann, für einen reichen Mann, haben gesprochen von der Erbschaft und der neuen Heirath, geklimpert mit Louisd'ors und gespielt mit Orden, daß man Sie mußte halten für einen sichern Mann. Ich habe einen Wechsel von fünftausend Thaler auf Sie gezogen, nachdem Sie mich haben beschwatzt und betrogen, ich habe ihn prolongirt bis heute, weil Sie sagten, Sie bekämen Gelder ein bis gestern und könnten eine mögliche Differenz in den Actien zugleich bezahlen mit dem Wechsel. Und nun schreien Sie und sagen: ich bin ruinirt. Ruinirt! Wer ist ruinirt — ich bin ruinirt, wenn ich mir's lasse gefallen. Aber Lärm werde ich schlagen durch die Stadt und in allen Armen- und Waisenhäusern, wo Sie haben gesessen wie der neue Messias. Ich bin ein armer Mann, aber ein redlicher Mann, ich

kann nicht mein Geld verlieren an Sie. Deshalb müssen Sie Rath schaffen."

Der Präsident zuckte die Achseln und zwar jetzt mit einem Stolz und Gleichmuth, als ginge die Sache ihm durchaus nichts an. „Prolongiren Sie mir den Wechsel auf drei Monate," sagte er, „vielleicht zeigt sich ein Ausweg bis dahin. Ich bin ruinirt, aber nicht hoffnungslos."

„Gott, was gebe ich für das Vielleicht," klagte Danziger, „meinen Sie mit dem Ausweg die Classenlotterieen, weil Sie mir vorhin sagten, Sie spielten hundert Loose? Das waren wohl die Gelder, die gestern sollten einkommen? Sehen Sie, es ist nichts eingekommen, als Nieten. Gott, ich bin ein unglücklicher Mann, ein geschlagener Mann, ich werde klagen, ich werde Beschlag legen auf das Haus und was darin steckt, ich werde Zeter schreien, ehe ich mir's lasse gefallen, daß ich betrogen werde. Sie haben mich gebraucht als Unterhändler bei dem Actienkauf; ich will die Provision fahren lassen, aber ich will nicht bezahlen die fünftausend vierhundert Thaler Differenz und den Wechsel von fünftausend."

„Prolongiren Sie ihn," sagte der Präsident,

und in dem sonst herrischen Ton lag eine leise, leise Bitte.

Die Schlauheit des Juden fühlte das sogleich heraus, er wurde trotz seines Jammerns brutal und rief, weil er den Andern gebrochen glaubte, voll Muth: „Nicht einen Tag, nicht eine Stunde, sage ich Ihnen. Ich werde zu meinem Gelde kommen, aber vorher soll die ganze Welt, die vor Ihnen sich gebückt hat, wissen, was Sie versucht haben, um fremdes Eigenthum an sich zu bringen. Rühren Sie mich nicht an," schrie er entsetzt, als der Präsident sich erhob, „ich reiße die Klingel, ich schreie Mord!"

„Sind Sie denn wirklich wahnsinnig, Danziger?" fragte der Präsident. „Sehen Sie mich an," — und er richtete seine Gestalt hoch auf, und wandte dem Juden das stolze Gesicht mit imponirender Ruhe zu, obgleich es todtenbleich war, — „sehen Sie mich an, und antworten Sie mir, ob ich aussehe wie Einer, den Ihr tolles Geschwätz in Furcht jagt? Ich sage Ihnen einfach, daß ich meinen Sturz nicht überleben werde, so wahr ich ein Mann bin. In dem Augenblicke, wo meine Lage unhaltbar wird durch Ihr unsinniges Drän=

gen, schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf. Ich also verliere nichts, ich gehe nicht mit Bedauern aus der Welt, Sie büßen mehr denn zehntausend Thaler ein. Je mehr Ruhe Sie mir lassen, je mehr Aussicht für Sie, zu dem Ihrigen zu kommen. Nun wählen Sie; nehmen Sie keine Rücksicht auf mich, nur auf sich; mir, wie gesagt, ist es gleich."

„Gott der Gerechte, was soll ich thun," jammerte Danziger, „ich kann das Geld nicht missen."

„So prolongiren Sie."

Danziger rieb sich in Todesangst die Hände. „Großer Gott, ohne alle Sicherheit! So geben Sie mir wenigstens noch einen Schuldschein über fünfhundert Thaler," bat er.

„Nicht über einen Silbergroschen," erwiederte der Präsident mit kalter Ruhe. „Wie die Sachen stehen, könnte ich Bedingungen stellen, denn daß ich das Leben, welches ich satt habe, fortschleppe, daß ich Auswege suche und neue Geschäfte mache, geschieht Ihretwegen. Ich also bin augenblicklich der gefällige Theil und könnte verlangen, daß Sie wenigstens die Summen aus meinem Schuldverzeichnisse streichen, die baare Erpressungen sind, und

daß Sie den Wechsel auf dreitausend setzten. Ich thue es aber nicht, ich will Ihnen heute den Unterschied zeigen zwischen einem redlichen Juden und einem redlichen Christen. Also prolongiren Sie, aber rasch, meine Zeit ist gemessen und der ganze Handel könnte mich reuen."

Danziger warf einen schnellen, scheuen Blick auf des Präsidenten bleiche, entschlossene Züge, dann ergriff er eilig eine Feder und schrieb. „Nehmen Sie," sagte er keuchend, „um Gotteswillen haben Sie Barmherzigkeit mit mir, ich bin Familienvater. Verhelfen Sie mir zu meinem Gelde, hernach thun Sie, was Sie wollen, ich werde keinen Stein auf Sie werfen."

Der Präsident blickte auf den Wechsel; „es ist gut, Danziger," sagte er hochmüthig, „Sie können gehen, ich will allein sein."

„Und die Differenz?" fragte der Jude mit scheuer Unterwürfigkeit.

„Müssen Sie vorerst tragen, lassen Sie mir Zeit, so hoffe ich, es zu berichtigen. Sein Sie um alles in der Welt vorsichtig; mein Haus ist belastet, und da ich Generalhypothek bestellt habe, ist Ihnen das Recht auf das Inventar entzogen.

Es ist außerdem auf den Namen meiner Frau geschrieben. Bei dem geringsten Makel, den ein voreiliges Geschwätz Ihrerseits auf meine Ehre wirft, bin ich meines Wortes quitt, und indem ich meine Augen schließe, auch der Sorge um Ihr Geld."

„Um Gotteswillen, machen Sie keine Geschichten," bat Danziger, „ich werde mit meinem Elend schweigen, wie das Grab."

„Also guten Morgen, Danziger," sagte der Präsident und nickte mit dem Kopf.

„Ich empfehle mich, Herr Präsident," erwiederte der Jude, schritt zur Thür und schloß sie hinter sich.

Der Präsident sank in den Lehnstuhl, bedeckte das Gesicht mit den Händen und stöhnte auf aus tiefster Brust. Wer ihn in diesem Augenblicke gesehen hätte, der würde ihn kaum wieder erkannt haben, so veränderte wilde Verzweiflung, wortloser Jammer diese stolzen, kalten Züge. Erst der eintretende Bediente weckte ihn aus seinem dumpfen Hinbrüten.

„Die Herren aus dem Missionsverein sind unten," sagte der Diener, „ich habe sie in's Wohnzimmer geführt."

„Ich werde auf der Stelle erscheinen," erwie-

derte der Präsident sich rasch erhebend und mit einem Ton, der nicht die Spur von seinem Seelenkampfe verrieth. „Der Herr Pastor Buch wird eine Mittheilung über die Fortschritte der Mission machen, die auch Euch Allen wichtig und erfreulich sein wird; ich wünsche deshalb, daß die häuslichen Geschäfte, so weit es irgend thunlich, hinausgeschoben werden, damit ihr den Genuß dieser Stunde mit mir theilen könnt."

Der Bediente neigte das Haupt voll Ehrerbietung, doch in seinen Zügen zeigte sich ein verhaltener Mißmuth. Er war ein güter, rechtschaffener Mensch, der jedoch nicht die Elasticität des Geistes besaß, um denselben in alle Stimmungen augenblicklich hineinzupassen; seine Gedanken waren noch draußen auf dem Spaziergange, den er sich gestattet, bei den Neuigkeiten, die er gehört, und sein Gähnen während der Vorlesung bewies, daß sie ihm nicht zu Herzen drang.

Der Präsident hingegen schien ganz Ohr, sein strenges Auge hing an den Lippen des beredten Predigers, der von den Gefahren der Brüder in dem fernen Afrika erzählte. Aber sein Geist schweifte weit hinaus über jene Ferne, weit und weiter in

eine andere unbekannte Welt, so fern und doch so nah; in jene Welt, die er im Stillen so oft ein Nichts genannt und deren Dasein jetzt ihm sein ahnendes Herz verkündete.

Die Spuren eines sorgenvollen Tages und einer durchwachten Nacht lagen auf dem Gesichte des Präsidenten, als er am andern Morgen das Haus mit dem schnellen, elastischen Schritt verließ, der einen gefaßten Entschluß beurkundet. Das heißt, der Präsident sah bleich und angegriffen aus, nicht muthlos oder traurig, er verlor nie, auch nicht in dieser Lage, die Herrschaft über sich selbst. Er wußte von Felix, daß das Verlöbniß zwischen ihm und Rosalie aufgehoben sei, er wußte auch, daß Radauer, gerührt von des jungen Mannes edler Entsagung, wie er sich ausdrückte, zu jeder Gefälligkeit, ja selbst zu einem Opfer bereit sein würde, und darauf baute der Präsident seine Hoffnungen. Er war dem Banquier noch nie mit Geldgesuchen gekommen, eben weil er ein Bekannter war, und weil der Präsident sich scheute, irgend Jemand aus seinem Kreise in seine Angelegenheiten blicken zu

lassen. Dies erste und einzige Mal wollte er sprechen, ja bitten, und zwar als der Stiefvater des beleidigten, in seinen Hoffnungen getäuschten Verlobten. Er wußte, was er wagte, doch Felix war fern und wie er auch sann, er sah keinen andern Ausweg, wenn er nicht das Spiel verloren geben wollte, bevor der Chevalier todt war, der doch möglicherweise sein Testament noch ändern konnte. Es galt also vorläufig, Jemand für sich zu gewinnen, der ihm bis dahin Hülfe leistete, und deshalb dachte er an Radauer, der in diesem Augenblicke der Familie seines früheren Schwiegersohnes so leicht nichts abschlagen konnte.

Als er in das Haus des Banquiers trat, bemerkte er zu seiner Verwunderung, daß hier eine besondere Festlichkeit stattgefunden haben müsse, denn die Säulen auf dem großen Hausflur waren von oben bis unten mit schon etwas welken Blumen umwunden, und über jeder Thür, selbst über dem Eingange zum Comtoir hingen künstliche Transparente, die ein Wappen darstellten, welches mit großen Kränzen umgeben war. Zahlreiche zertretene Blumen und Blätter lagen umher, die Windlichter in den schöngeschliffenen Krystallglocken auf dem

Treppenabsatz waren tief herabgebrannt, und ein überwacht aussehender Bedienter kam mit einem großen Präsentirbrett voll gebrauchter Gläser die Nebentreppe herab. Als er den Präsidenten bemerkte, setzte er rasch seine Last auf einen in der Nähe befindlichen Tisch und näherte sich dem Herrn.

„Ist hier Geburtstag?" fragte dieser, „da ist der Herr Radauer am Ende gar nicht mal zu sprechen."

„O, gewiß würde er das, Herr Präsident, wenn Herr Radauer nicht ausgegangen wäre. Gestern Abend hat Fräulein Rosalie ihre Verlobung mit dem Herrn Baron Montecaldo gefeiert, und weil das Fest etwas spät hingedauert und der Herr etwas Kopfweh hatte, macht er zur Erfrischung einen Spaziergang."

„So, so, ich hätte ihn gern gesprochen; wann wird Herr Radauer zurückerwartet?" fragte der Präsident.

„Das ist ungewiß, aber da es bald elf Uhr ist, und der Herr um zwölf mit dem Fräulein zu frühstücken pflegt, so kann es sein, daß er bis dahin zurück ist. Gewiß ist es aber nicht, denn ich habe

gesehen, daß der Kutscher vor einer halben Stunde mit dem Wagen fortfuhr, es kann also gar möglich sein, daß der Herr sich irgendwo abholen läßt und nach dem Landhause gefahren ist."

„Nun, ich werde es abwarten," entgegnete der Präsident, „ich spreche wieder vor."

Es war ihm recht sehr unangenehm, daß er das Haus so unverrichteter Sache wieder verlassen mußte; je drückender sein Anliegen war, um so lieber hätte er, nach Art aller entschlossenen Menschen, es rasch von sich gewälzt. Er ging, noch überlegend wo er den Banquier treffen könne, durch einige Straßen, als er mit einem Male vor einem glänzenden Juwelierladen die Equipage des Herrn Radauer halten sah. Sogleich war sein Entschluß gefaßt, er wollte ihm hier begegnen, vielleicht eine Spazierfahrt mit ihm machen, und dann sein Anliegen vortragen. Mit ihm zu gleicher Zeit trat in das Haus eine Dame; sie war einfach gekleidet, das graue Kleid und der Strohhut mit dem schwarzen Schleier, welcher ihr Gesicht bedeckte, machte keinen Anspruch auf Eleganz, und doch lag in ihrer Erscheinung, trotz aller Anspruchslosigkeit, eine gewisse Würde. Indem sie den Präsidenten

gewahrte, zögerte sie, als wünsche sie, ihm den Vortritt zu lassen, und als sie den Schleier zurück schlug, begegneten sich Beider Blicke. Obgleich in dem bleichen, unendlich milden und ergebenen Gesicht der Fremden nichts lag, als die Spuren eines langen und tiefen Grames, nichts Bittres oder Abschreckendes, fuhr der Präsident bei ihrem Anblicke doch ein wenig betroffen zurück.

„Ah, guten Morgen, Frau Inspectorin," sagte er, sich sammelnd, mit zuvorkommender Höflichkeit und ihr die Thür zum Laden öffnend, „ich hoffe Sie fühlen sich nicht allzu einsam ohne Ihre liebenswürdige Tochter?"

„Der Gedanke an alle die Güte, die Ihre Frau Gemahlin für Victorine hat, und an die Freude, die sie genießt, leistet mir Gesellschaft und macht mir die Trennung leichter," erwiederte sie in verbindlichem Ton.

Sie waren inzwischen eingetreten; es war nur ein Herr im Laden, und indem derselbe zufällig den Kopf wandte, bemerkte der Präsident, daß es Montecaldo, der neue Schwiegersohn des Banquiers war, der sich wahrscheinlich der Equipage seines Schwiegervaters bedient hatte. Der Präsident wollte

sich eben wieder zurückziehen, als ein zufälliger Umstand ihn nöthigte noch zu verziehen; Frau Baum ließ eine kleine silberne Kapsel fallen, welche zwischen die Füße Montecaldo's rollte und der Präsident, welcher der Dame behülflich sein wollte, bat den Herrn bei Seite zu treten. Dadurch erkannte Montecaldo ihn, redete ihn an und nöthigte ihn so, noch einige Minuten zu verziehen. Indem der Präsident die Kapsel in der Hand hielt, bemerkte er, daß sie zerbrochen sei und bedauerte, indem er sie der Eigenthümerin zurückgab, den Unfall mit einigen artigen Worten.

„Das war schon vorher," sagte Frau Baum, „ich kam eben deshalb, um sie repariren zu lassen. Wollen Sie die Güte haben, den Deckel wieder festzulöthen?" wandte sie sich an den Goldschmied.

„Gewiß, Madame; aber war kein Haar oder sonst ein Andenken darin?"

„O, mein Gott, doch," erwiederte sie bestürzt, „es war eine kleine plattgeschlagene Bleikugel, mir bei weitem theurer, als die Kapsel, sie muß sich doch wiederfinden."

Ein eigenthümlicher Ausdruck erschien bei diesen Worten auf dem Gesichte des Präsidenten; gleichwohl bückte er sich auf's Neue, um zu suchen, und

diesmal folgte auch Montecaldo seinem Beispiele. Der Baron war es, der die Bleikugel fand und sie der Dame überreichte, welche während des Suchens an den Platz vor dem Ladentisch gerathen war, den er selbst eben inne gehabt hatte. Ein strahlender Brillantschmuck in einem rothen Kästchen, das mit vergilbtem weißen Atlas ausgefüttert war, stand vor ihr und kaum hatten ihre Blicke flüchtig darauf geruht, als sie einen leisen, zitternden Schrei ausstieß und mit einer Geberde, die in ihrer leidenschaftlichen Erregtheit fast dem Wahnsinn nahe kam, den Schmuck aus seinem Gehäuse riß. Der Juwelier und Montecaldo sprangen trotz ihres Erstaunens gleichzeitig herzu, aber die Dame stieß sie mit beinah übernatürlicher Kraft zurück, machte eine rasche Handbewegung, daß das Schloß des Armbandes aufspringend das Bild eines schönen jungen Officiers in französischer Uniform zeigte und sank mit dem herzzerschneidenden Ruf „Victor, er ist es" ohnmächtig zusammen.

Einen Augenblick starrten die drei Männer sich wortlos an, dann eilte der Präsident herzu, hob die Bewußtlose mit kräftigem Arme auf und legte sie auf einen kleinen Divan, der im Laden stand.

Er ließ Wasser und Essig kommen, er rieb ihr die Schläfen mit Eau de Cologne und während dieser Samariter-Dienste ging ihm ein merkwürdiges Licht auf. Victor, das wußte er durch Victorine, hieß der Mann dieses bleichen, bewußtlosen Weibes, er wußte ebenfalls, daß er französischer Officier gewesen war und daß diese Umstände so genau mit dem Bilde zusammentrafen, daß sie wußte, wo es verborgen saß unter der glänzenden Hülle, das eröffnete seinen Vermuthungen ein weites Feld, deren Bestätigung er nur von den Lippen der Ohnmächtigen erwartete.

Endlich schlug sie die Augen auf; sie erinnerte sich vollkommen an das, was mit ihr vorgegangen war, denn nachdem sie flüchtig ihre Kleider geordnet, sagte sie: „Ich danke für Ihren freundlichen Beistand, meine Herren, und bitte nun, daß Sie meine Erklärung und Entschuldigung hören wollen. Der Schmuck war einst der meinige; es ist lange, lange her und ich verlor ihn mit meinem ganzen Glück.“ Sie hielt einen Augenblick inne, offenbar überwältigten sie ihre Gefühle und erst nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Das Bild ist das meines geliebten Gatten, das einzige

Portrait, was von ihm existirt, und ich habe Jahre lang voll schmerzlicher Sehnsucht vergebens darnach gesucht. Ich stehe am Abend meines Lebens, ich habe viel Leid getragen, erwägen Sie, was ich fühlen mußte, als mir plötzlich eine glückliche, glückliche Zeit durch diesen Schmuck zurückgerufen wurde, als ich nach so vielen Jahren, die an mir vorüber gezogen sind, dieses theure, nie vergessene Bild wiederfand, was ich so heiß beweint. Ich habe, — ich erkläre es feierlich, — keinerlei Anrecht an jenen Schmuck, aber ein desto heiligeres an das Bild. Es kann keinen Werth für Sie haben, mein Herr, für mich ist es Alles, für mich ist es Seligkeit, und wenn ich meiner Tochter, die den Vater nicht gekannt, sein Bild zeige, werden wir uns nicht mehr einsam fühlen."

Gespannt hatten Alle zugehört, aufmerksamer noch als die Andern der Präsident, welcher nach dieser Eröffnung viel erwartungsvoller auf Montecaldo, als auf Frau Baum blickte. Da er sich völlig überzeugt hielt, daß der Schmuck einst derjenige der Dame gewesen war, so hing für seine Vermuthungen, wie das Kleinod in den Besitz des Barons gelangt sein könne, Alles von dessen Antwort ab.

Dieser war durch die ganze Scene mehr in Verwirrung und Bestürzung gerathen, als gerechtfertigt schien und es war ihm vielleicht ganz erwünscht, daß der geschwätzige Juwelier an seiner Statt antwortete: „Das muß ja eine ganz außerordentliche Aehnlichkeit sein, die Madame täuscht. Der Herr Baron hat mir eben erzählt, daß das Bild seinen Herrn Vater darstellt und daß es ein alter Familienschmuck ist, den er seiner Braut, Fräulein Rosalie Radauer, verehren will."

Der Präsident blickte überrascht, fast triumphirend von Einem zum Andern; Frau Baum aber schüttelte mit trübem Lächeln den Kopf und sagte: „Die Familie jenes Herrn mag ihn gekauft haben, ich bemerkte schon vorhin, ich habe keine Ansprüche mehr daran. Das Bild ist das meines theuern, geliebten Mannes, wie es in meinem Herzen unverändert gelebt hat; die Liebe sieht so scharf, mein Herr, die größte Aehnlichkeit der Welt würde sie nicht täuschen." Sie stand auf und nahm auf's Neue das Bild in die Hand; die dunklen Augen blickten sie an mit derselben kecken, fröhlichen Zuversicht, die vor langen Jahren ihr Herz gewonnen und es trotz unsäglichen Jammers,

trotz furchtbarer Täuschungen gefesselt hatte bis über das Grab hinaus. Lange ruhten ihre Blicke auf den schönen, jugendlichen Zügen: Thräne auf Thräne fiel langsam und schwer darauf herab und dann preßte sie es mit leidenschaftlichem Ausdruck an die bleichen, welken Lippen. „Ich habe es nun gefunden, endlich, endlich," sagte sie, mit dem Tuche die Augen trocknend, „und nicht wahr, mein Herr, Sie werden es mir nicht wieder nehmen? Es kann keinen Werth für Fräulein Radauer haben, eine so junge und glückliche Braut würde es selbst verschmähen, wenn sie erfährt, wie viel tausend Thränen eines zertretenen Herzens um dieses Bild geweint sind. An den Steinen aber hängt kein Seufzer, die leuchtenden Diamanten passen so schön für das bräutliche Glück und ich werde Gott bitten, daß das Herz des jungen Mädchens immer so stolz und beseligt darunter schlägt, als das meine an jenem Tage, wo mein Gatte mich zuerst damit schmückte."

„Madame," erwiederte Montecaldo, der endlich seine Ruhe und Besonnenheit wieder erlangt hatte, „ich bedaure unendlich, daß dieser Schmuck zu einer für Sie so schmerzlichen Aufregung Veranlassung

gegeben hat. Leider muß ich die Aussage des Herrn Schild bestätigen, daß Sie durch eine wunderbare Aehnlichkeit getäuscht sind, denn jenes Bild ist in der That mein theurer, mir unvergeßlicher Vater. Da der Schmuck sich vererbt hat von Kind auf Kindeskind, und nur zeitweilig mit den Portraits gewechselt ist, so kann von einem Ankauf unsrerseits natürlich nicht die Rede sein. Ich ließ mir, sobald Fräulein Radauer mich mit ihrem Jawort beglückt hatte, den Schmuck, der mir als ältestem Sohn der Familie zukommt, aus Paris nachkommen, und war eben im Begriff, ein neues Kästchen dafür zu bestellen."

Frau Baum schüttelte immer den Kopf, nicht zweifelnd, nein mit einer hartnäckigen Gewißheit, die auf des Barons Gesichte eine unverkennbare Ungeduld hervorrief. Die prüfenden Blicke des Präsidenten, welche sich bis in das Innerste der Seele versenken zu wollen schienen und welcher während seines Stillschweigens den Baron desto schärfer beobachtete, fingen an ihm höchst unbehaglich zu werden. „Es kann nicht sein," sagte die Dame, „einer Täuschung in dieser Weise unterliegt das Herz nicht. Sie werden mir gestatten,

nicht wahr, mein Herr, wenn das Bild Werth für Sie hat, daß ich eine Copie davon nehmen lasse? O, ich bin so jung schon einsam gewesen, ich habe, als ich meinen Gatten in sein frühes Grab legte, so voll Angst und Trauer nach diesem geliebten Bilde gesucht, welches mir nur das Glück meiner Vergangenheit zurückrufen sollte, — nicht seine tausend Schmerzen" — setzte sie leise hinzu, „ich habe es so lange, so lange entbehrt, Sie wollen es mir nicht grausam wieder nehmen?"

„In der That, Madame," erwiederte Montecaldo jetzt mit vollkommner und kalter Ruhe, „ich bedaure, Ihnen hierin nicht gefällig sein zu können. Meine Pietät für meinen Vater erlaubt mir nicht, ein so theures Andenken wegzugeben, meine Braut liebt und verehrt es schon jetzt, und was den Vorschlag anbetrifft, es copiren zu lassen, so bedenken Sie, daß ich auch Verpflichtungen gegen meine übrige Familie habe."

„O, mein Gott," rief die arme Frau erschrocken, „ich soll es nur gefunden haben, um es zu verlieren! Ich bitte Sie, haben Sie Mitleid, nein, nein, entziehen Sie es nicht meinen Blicken, schließen Sie es nicht in das Kästchen."

Montecaldo machte indessen wirklich Anstalt, den Schmuck zu entfernen, er schloß das Etui, steckte es in die Brusttasche seines Rockes und sagte, seinen Hut nehmend: „Ich werde wieder kommen; Madame muß dieser Aufregung, die krankhaft ist und schädliche Folgen für sie haben kann, entzogen werden. Ich hoffe, Madame beruhigt sich, — Herr Präsident, ich wünsche Ihnen einen guten Morgen."

Dieser verbeugte sich stumm mit einem so forschenden, seltsamen Blick, daß Jenem das Blut in die Wangen schoß und als die Thür sich geschlossen, bat er Frau Baum, die in wortlosem Schmerze durch die Fensterscheiben dem fortrollenden Wagen nachschaute, sie nach Haus geleiten zu dürfen.

Die Dame schien von dem Ereigniß so angegriffen, daß sie sich willenlos führen ließ und nur unzusammenhängend auf die vielen Fragen antwortete, die der Präsident ihr stellte. Immerhin hatte er, als er sich an der Gartenpforte der Inspectorin verabschiedete, genug erfahren, um seine Vermuthungen zu begründen und darnach seine eigenen Pläne zu ändern. Daß dieser Schmuck

der Frau Baum in Niemandes Händen gewesen sein konnte, als in denen seines Schwagers, des Chevaliers St. Aubin, das war ihm, nun er erfahren, daß ihr erster Mann der Capitain Lambert gewesen war, klar. Die Beschreibung jenes Schmuckes, der dem Chevalier vor Jahr und Tag gestohlen war, paßte genau zu dem, welchen Montecaldo besaß und wenn früher des Bildes nie Erwähnung geschehen war, so konnte St. Aubin möglicher Weise ganz unwissend darüber sein, daß es in der Kapsel verborgen war. Daß Montecaldo ihn jetzt besaß, wäre an und für sich durchaus nicht auffallend gewesen, wenn er nicht behauptet hätte, es sei ein Familienstück und das Bild das Portrait seines Vaters. Das aber schien dem Präsidenten verdächtig, er glaubte keinen Dieb, aber einen Abentheurer vor sich zu haben, mindestens einen Schwindler, der den schwachen, eitlen Radauer zu düpiren suchte. Mit schnellem, sichern Blick erkannte er den Vortheil, den er daraus ziehen konnte, mochte er nun von Montecaldo, oder von Radauer zu erlangen sein. Vor allen Dingen galt es, sich über die Person des Erstern, über seine Herkunft und seine Verhältnisse genaue Auskunft

zu verschaffen und nachdem der Präsident das Wie und Wo reiflich überlegt, kehrte er bei Weitem heiterer und zufriedener in sein Haus zurück, als er dasselbe verlassen. Indessen kamen die Stunden wo sein Amt ihn in Anspruch nahm, er hatte nach der Sitzung einige unaufschiebbare Arbeiten und so wurde es ziemlich spät Abends, ehe der Brief an einen Bekannten bei der Gesandtschaft seines Landes in Paris, der sich nach dem Baron Montecaldo unter einem plausibeln Vorwande erkundigen sollte, fertig war. Nach all den Aufregungen und Geschäften des Tages fühlte der Präsident das Bedürfniß, noch ein wenig frische Luft zu genießen und er übernahm es daher selbst, den Brief nach der Post zu befördern, an welcher sein Weg ihn vorbei führte.

Wie schon bemerkt, war es spät geworden und fast in dem nämlichen Augenblicke, wo der Präsident auf den Flur des Postgebäudes trat, wurde das Bureau geschlossen. Er steckte den Brief in den Kasten und würde sich weiter gar nicht aufgehalten haben, wenn das dringende Bitten eines Mannes, der zwar in eine reiche Livree gekleidet, doch durchaus nichts von dem resolvirten und

gewandten Benehmen eines gut geschulten Bedienten hatte, nicht seine Aufmerksamkeit erregt hätte. Der Mann, welcher in Dialekt und Physiognomie sofort den Juden verrieth und in dem leichten polnischen Anfluge der Aussprache einige Aehnlichkeit mit Montecaldo hatte, hielt ein kleines, flaches, viereckiges Paket in der Hand, was er flehentlich bat noch nach Paris zu befördern. Allein die Postofficianten haben in der Regel mehr Pünktlichkeit als Barmherzigkeit und die Bitten des Bedienten wurden hinter den verriegelten Fenstern nicht weiter gehört.

„Es kommt nicht darauf an, daß es mit dem nächsten Zuge fortgeht," bat er durch die Fensterspalte, nehmen Sie es nur an, daß ich es los bin. Ich habe, weiß Gott, Unannehmlichkeiten davon, wenn ich das Paket wieder mitbringe, und Sie werden doch nicht verlangen, daß ich funfzehnhundert Thaler an Werth in der Tasche herumschleppe bis morgen."

Der Präsident stutzte; der Gedanke flog ihm durch den Kopf, daß es wohl gar der Schmuck sein könne, dessen Montecaldo sich entledigen wolle und er ließ den jüdischen Bedienten, dessen Bitten der schreibende Postofficiant durch ein kurzes aber bündiges Kopfschütteln abgeschlagen hatte, nicht aus den

Augen. Nach einigen Minuten vergeblichen Hoffens verließ der Diener das Gebäude und schlug den Weg in die innere Stadt ein, wo er in einen der ersten Gasthöfe trat.

„Wessen Bediente ging eben die Treppe hier hinauf?“ fragte einige Minuten später der Präsident den Portier, der gähnend und gelangweilt in seiner Loge lehnte.

„Es war der Diener des Herrn Baron Montecaldo,“ antwortete dieser.

„Und der Herr Baron ist zu Haus?“

„Ja wohl, mein Herr, er wohnt Nro. 8; wünschen Sie gemeldet zu sein?“

„Später,“ sagte der Präsident, „ich werde gleich zurückkommen.“

Wirklich erschien er bald darauf wieder und gleich hinter ihm ein Polizeidiener. Auf des Portiers erstaunten und fragenden Blick ließ der Präsident sich zu der Erläuterung herbei, daß der Mann, mit dem er hernach ein kleines Geschäft habe, hier in der Vorhalle auf ihn warten solle und befahl dann einem der müßig umherstehenden Kellner, ihn bei dem Baron zu melden.

Montecaldo empfing den Präsidenten mehr zu=

vorkommend als unbefangen und die Versicherungen der außerordentlichen Freude und Ehre, ihn bei sich zu sehn, waren etwas überstürzt.

„Es ist eine delicate, für mich nicht gerade angenehme Angelegenheit, die mich herführt,“ begann der Präsident mit ruhiger Würde. „Wenn ich Ihnen sage, daß es den Brillantschmuck betrifft, den ich heute Morgen Gelegenheit hatte zu sehen, so versichere ich zugleich, daß diese Sache, obgleich ich aus Discretion gegen Sie und aus Freundschaft gegen meinen alten Bekannten Radauer geschwiegen habe, weit mehr die meinige, als die der beklagenswerthen Frau ist, der jener Schmuck in der That einst in bessern Tagen gehört hat.“

„Mein Herr!“ — rief Montecaldo aufspringend in beleidigtem Tone —

„Ich bitte dringend, mich nicht zu unterbrechen,“ sagte der Präsident mit imponirender Ruhe; „es ist ein unnützer Zeitverlust, und wenn Sie mich angehört haben, werden Sie besser urtheilen können, welche Antwort und welcher Weg für Sie am ersprießlichsten ist. Wäre es nur die Sache jener Dame, ich würde sie vielleicht nicht so angelegentlich verfechten, aber sie ist, wie ich schon erwähnte, die

meine. Der Schmuck, welchen Sie nach Paris schicken wollten, — erschrecken Sie nicht, Herr Baron, der Schmuck ist noch hier, ihr Bedienter kam zu spät — der Schmuck also wurde von dem Gemahl jener Dame, dem Capitain Lambert, in Paris an meinen Schwager, den Chevalier St. Aubin verkauft. Dieser Herr wohnt schon seit langen Jahren in Deutschland, hier in der Nähe in einem einsamen Landhause, und jener Schmuck, an den sich für ihn fast gleich große Erinnerungen, wie die der Dame knüpfen, wurde ihm vor zehn Jahren unter erschwerenden Umständen durch nächtlichen Einbruch geraubt. Ganz abgesehen davon, daß Sie selbst den Werth auf 1500 Thaler angaben und die Steine also einen bedeutenden Werth haben, hängt an dem Wiederfinden des Schmuckes für die Erben noch eine ganz andere Wichtigkeit, und Sie werden es daher nicht unbillig finden, wenn ich verlange, daß derselbe einstweilen bei dem Gerichte deponirt wird, bis mein Schwager hier eintrifft."

Montecaldo hatte alle Farbe verloren; „ich muß gestehen, Herr Präsident," sagte er mit erzwungener Fassung, „daß ich ein solches Verfahren unerhört finde

und nicht gesonnen bin, mich Ihren Aufforderungen zu fügen."

Der Präsident zeigte ein flüchtiges, spöttisches Lächeln auf seinen schmalen Lippen. „Wozu, Herr Baron," fragte er, „wollen Sie diese unnütze Komödie spielen? Bedenken Sie wohl, was Sie thun. Sie mögen sich sträuben, wie Sie wollen, die gerichtliche Einmischung bleibt nicht aus; Sie können höchstens mich umgehen und es ist die Frage wo ich discreter bin, auf dem Obergerichts-Präsidentenstuhl oder in einer Privatunterredung. Ich bin, wie ich hier vor ihnen stehe, nicht gezwungen über Ihre Verhältnisse, über Ihre Familie und Ihre Vergangenheit Rechenschaft zu fordern, — als Obergerichts-Präsident ist das meine Pflicht. Wenn ich auch natürlich voraussetze, daß Sie unbetheiligt an jenem Diebstahle sind, so liegt doch der Gedanke sehr nahe, daß Sie meinen würdigen alten Freund Radauer über Ihre Familie und Ihre Verhältnisse getäuscht haben, denn Sie wissen am besten, daß jenes Bild durchaus keins Ihrer Familienportraits ist. Morgen in aller Frühe werden bereits auf meine Veranlassung die nöthigen Schritte in Paris gethan, um die genauesten Erkundigungen über Sie einzuziehen und

ich mache Sie darauf aufmerksam, wenn Sie einigen Werth auf die Liebe und die Mitgift der schönen Rosalie legen, daß ihr Vater eine Täuschung seiner Eitelkeit nicht vergeben wird."

Vor Montecaldo's Augen wurde es ganz dunkel; so nahe war ihm der verlockende Glanz des Reichthums gerückt und nun sollte er verschwinden auf ein Wort des strengen, unerbittlichen Mannes. Er dachte nicht an Rosalie, nicht an die Schande der Entdeckung, er dachte nur immer an die halbe Million.

„Wäre es nicht gerathener, Herr Baron, Sie schenkten mir reinen Wein ein?" fragte der Präsident in überredendem Tone. „Sie haben nicht einmal Aussicht auf einen schnellen Rückzug, ich gestehe Ihnen, daß ich, ohne Sie bislang zu compromittiren, Polizei im Hotel habe und Ihre Schritte beobachten werde. Sie müssen das entschuldigen, aber die Sache ist für mich, wie gesagt, von höchster Wichtigkeit."

Montecaldo, obgleich es ihm sonst weder an Schlauheit noch an persönlichem Muthe fehlte, sah dennoch keine Rettung. Der Schlag war so plötzlich, so unvorbereitet gekommen, daß er ihn betäubte und mit einer Art von verzweifelter Resignation fragte er: „was wollen Sie wissen?"

„Nicht viel, Herr Baron, und sobald Sie vernünftig und offen sind, hoffe ich sogar die Sache in aller Ruhe und selbst ohne Nachtheil für Sie auszugleichen. Ich hege ein aufrichtiges Interesse für Sie, verzeihe jugendliche Thorheiten leicht, und scheue, um eines Freundes willen, jeden Eclat, der dessen leicht verwundbares Gefühl verletzen könnte. Wenn es also meinem pecuniären Interesse nicht total zuwider läuft, werden wir uns verständigen.

Mit der Schlauheit, man könnte sagen, mit dem Instinct, der seinem Stamme eigenthümlich ist, blickte Montecaldo schnell und fragend auf, und in seinen klugen Augen blitzte Freude und Hoffnung, daß er einen Mann gefunden, der sein Gewissen wenigstens gegen seinen Vortheil abwog. „Sie sind außerordentlich freundlich für mich, Herr Präsident," sagte er, „was an mir liegt, wird zu einer Ausgleichung geschehen und ich stehe deshalb unter Versicherung jedes Gegendienstes von meiner Seite, nicht an, Sie offen mit meinen Angelegenheiten bekannt zu machen. Daß ich wirklich zu der großen Familie Montecaldo gehöre, werden Sie, falls Sie nach Paris geschrieben, erfahren. Mein Vater, welcher Rechtswissenschaft studirte und aus Leichtsinn ein

armes Mädchen heirathete, kam durch diesen Miß-griff nach und nach herunter, seine Familie verleug-nete ihn, verweigerte ihm unter den erniedrigend-sten Beschuldigungen jede Hülfe und er floh wegen Wechselgeschichten nach Polen, woher meine Mutter gebürtig ist. Sie würden meinem unglücklichen Vater Ihre Achtung nicht versagen, wenn Sie wüßten, welche Opfer er gebracht hat, um seinen Kindern eine anständige Erziehung und die Selbst-ständigkeit zu geben, die der eigne moralische Halt in uns gewährt."

Ein beleidigendes Lächeln zuckte um den Mund des Präsidenten, aber Montecaldo schien es nicht zu bemerken, denn er fuhr eben so angelegentlich fort:

„Mein Bruder erwählte, wie seine Voraltern, den Kaufmannsstand, der zwar wenig Ehre und Genuß, aber desto mehr Reichthum gewährt; meine Schwester heirathete einen Rechtsgelehrten, Lecerf in Paris, und ich widmete mich, meinem innern Drange folgend, den schönen Wissenschaften. Aber das al-lein war hinreichend, den Haß, den der Onkel in Paris auf meinen Vater geworfen hatte, auch auf mich zu übertragen; der unglückliche Mann, der nichts kennt, als Zahlen und schmutzige Hab-

gier, betrachtet Jeden als einen Schwindler, der kein reelles Geschäft betreibt und es würde mich gar nicht wundern, wenn Sie von ihm die schlechteste Auskunft über mich und mein Thun und Treiben erhielten. Auf einer wissenschaftlichen Reise begriffen, kam ich durch Zufall hierher, mit einem Wechsel auf Herrn Radauer, dessen Bekanntschaft ich bei dieser Gelegenheit machte. Was soll ich es läugnen, daß Rosalie's Liebenswürdigkeit, obwohl sie damals für mich verloren schien, mich hier festhielt; die hoffnungslose Liebe ist oft stärker, als die glückliche. Genug, ich blieb und wirklich schien das Schicksal meine heißen Wünsche erfüllen zu wollen, denn nach und nach wandte das Herz der Geliebten sich mir zu, bis sie muthig die Fesseln lös'te, die sie an einen Andern banden und meine Braut wurde. Was war natürlicher, als daß ich wünschte, meine alte, edle Familie auch in dem äußern Glanze zu repräsentiren, der meiner Rosalie würdig ist? Daß der wahre Familienschmuck, der in unsrer Familie von Kind auf Kindeskind erbte, an einem Tage voll bittrer Noth von meinem Vater verkauft war, wollte ich meiner Braut nicht bekennen; — warum sie in längst vergangene Sorgen einweihen. Ich gab also

meinem Schwager, Benjamin Lecerf in Paris, den Auftrag, mir einen schönen, antiken Schmuck zu besorgen und hatte selbst keine Ahnung von dem Bilde, was er verbarg. Rosalie war es, die es entdeckte und mir blieb nichts anders übrig, da ich einmal behauptet hatte, der Schmuck sei ein Familienstück, als das Portrait für das meines Vaters auszugeben. Urtheilen Sie selbst, welchen Eindruck es auf Rosalie gemacht haben würde, wenn ich ihr plötzlich die Wahrheit gesagt hätte. Es ist ja keine Lüge zwischen uns, nur eine kleine Thorheit; aber das Bekenntniß derselben würde unberechenbare Folgen für mich haben."

„Aber Sie wollten ja den Schmuck zurücksenden, und was würde ihre Braut sagen, wenn solch ein Werthstück verschwände, ohne daß man angeben kann wie; und außerdem, welchen Commentar würde die Dame dazu liefern, die heute Morgen sich als die einstige Eigenthümerin kund gab?"

„An Alles das habe ich gedacht," erwiederte Montecaldo, „und ich wollte den Schmuck weder umtauschen noch verschwinden lassen, ich wollte nur hier kein Aufsehn machen. Ich hatte meinem Schwager aufgetragen, schleunigst ein anderes Por-

trait in das Medaillon malen zu lassen, das Bild eines französischen Officiers damaliger Zeit, der dunkles Haar und dunkle Augen, im Uebrigen aber keine Aehnlichkeit mit dem Original hätte. Rosalie hat es nur einmal gesehen, wird keine Veränderung bemerken und der fremden Dame, die ja, wie sie selbst sagt, keine rechtliche Ansprüche an den Schmuck hat, fehlt alsdann jeder Beweis für ihre Behauptung. Erst jetzt, nun ich höre, daß die Brillanten, welche Lecerf von einem der ersten Juweliere in Paris gekauft hat, Ihrem Herrn Schwager entwandt sind, ändert sich die Sache und ich erwarte Ihre Vorschläge und Bedingungen."

Der Präsident wiegte das Haupt; „Ihr Plan war so übel nicht, wenigstens nicht für Sie, wenn auch etwas hart für die Wittwe und für mich. Aber an Eins haben Sie nicht gedacht — an die Exaltation eines liebenden Weiberherzens, die desto stärker ist, je länger das Gefühl unterdrückt ward, was sie hervorruft. Die Frau könnte Ihnen einen bösen Strich durch die Rechnung ziehen, die Liebe ist nicht in allen Fällen blind. Selbst Fräulein Rosalie könnte sich den vermeintlichen Ahnherrn schärfer angesehn haben, als Sie glauben. Wir müssen

also, ehe überhaupt meine Interessen in Frage kommen können und ehe ich Ihnen meine Hülfe anbiete, vor Allem die Dame zum Schweigen bringen. Ich schlage Ihnen deshalb vor, falls wir uns einigen, das Portrait ruhig an seiner Stelle zu lassen, nur die genauen Maße des Medaillons zu nehmen, eine Copie davon malen zu lassen und diese der Frau Baum unter dem Siegel der Verschwiegenheit zuzustellen. Sie wird um so dankbarer und um so geneigter zum Schweigen sein, wenn Sie nach wie vor behaupten, das Portrait sei das Ihres Vaters, dessen besonderer Einwilligung Sie noch bedürften, und wenn Sie ihr ferner noch vorstellen, daß Ihnen die größten Unannehmlichkeiten aus Ihrer Gutmüthigkeit erwachsen würden, sobald Fräulein Rosalie etwas davon erführe."

„Herr Präsident," sagte Montecaldo und verbeugte sich mit einer fast aufrichtigen Hochachtung, „ich bewundere Sie, Sie sind um Vieles einsichtsvoller als ich. Aber nun bitte ich Sie dringend, meine Ungeduld zu befriedigen und mir zu sagen, womit ich einem Mann dienen kann, der sich so großmüthig zu meinem Rathgeber und Retter aus jugendlichen Thorheiten aufwirft."

Der Präsident nahm in diesem Augenblicke eine außerordentlich imponirende Haltung an und erwiederte mit gemessener Höflichkeit: „Ich bitte Sie, Herr Baron, zu bedenken, daß ich keinen Dienst begehre, sondern daß ich einen solchen leiste, wenn die Consequenz ihres thörichten Verfahrens mich zwingt, Bedingungen zu stellen, die die Vorsicht und meine eigne Sicherstellung bei diesem gefährlichen Handel verlangt, dem ich um meinetwillen gern fremd geblieben wäre. Ich versichere Sie, daß ich keines Menschen Hülfe bedarf.

Um Sie also, so viel ich darf, au fait zu setzen, sage ich Ihnen, daß mein Schwager, der ein fast unheilbarer Hypochonder ist, die Dame, welche wir heute Morgen sahen und welche die Wittwe eines Steuer-Inspectors Baum ist, seit zwanzig Jahren vergeblich sucht. Wie die Geschicke Beider verknüpft sind, gehört nicht hierher, es genügt, wenn ich Ihnen sage, daß es meines Schwagers heiße Sehnsucht war, sie wiederzufinden. Ich selbst, obgleich ich ihm nach Kräften behülflich war, sah die Erfüllung dieses Wunsches nicht als segenbringend an; für Frau Baum wäre das Wiedersehn in seiner schmerzlichen Aufregung vielleicht sogar ge-

fährlich. Es könnte merkwürdig scheinen, daß eine Person die so ängstlich gesucht wird, wie Frau Baum, unentdeckt bleibt, wenn sie sich so in der Nähe desjenigen befindet, der nach ihr verlangt, aber ich muß Ihnen bemerken, daß Frau Baum ihren Namen gewechselt hat und daß mein Schwager, der sein stilles Thal nie verläßt, dies nicht weiß und sie bei ihrem frühern Namen in allen Zeitungen, welche die Dame in ihrer Zurückgezogenheit wohl kaum lies't, aufruft. Erst heute habe ich durch den Schmuck erfahren, wo sie ist und ich würde der Pflicht, sie meinem Schwager zuzuführen, auf der Stelle genügen, wenn mich nicht das Bedenken, was ich für Rosalie und Herrn Radauer daran knüpfe, davon zurückhielte."

„Für Rosalie, für meinen Schwiegervater?" fragte Montecaldo in etwas zweifelndem Tone.

„Nun ja," entgegnete der Präsident, „da der Schmuck einer der Hauptanknüpfungspunkte zwischen meinem Schwager und der Frau Baum ist, so würde die Sache unfehlbar zur Sprache kommen; die Dame würde sich auf mich beziehen und der Eclat würde durch mein Zeugniß für meinen guten Freund Radauer unvermeidlich."

Montecaldo sprang auf und maß das Zimmer mit großen Schritten; „aber um Gottes willen, Herr Präsident, was soll denn werden?" fragte er in höchster Aufregung.

„Vor allen Dingen muß Frau Baum für meinen Schwager unerreichbar, das heißt todt sein, wenn Sie ruhig sein wollen. Sagen Sie ihr, wenn Sie ihr das Bild überliefern, daß Sie zu dieser Gefälligkeit, wenn auch nicht die Einwilligung Rosalie's, doch die Ihres Herrn Vaters in Paris, den sie für die Geschichte zu interessiren gewußt, erlangt hätten und daß der alte Mann, der ein närrischer Kauz sei, in Folge dessen, den Tauf- und Trauschein der Frau Baum, den Geburtsschein ihres Kindes und den Todtenschein ihres Mannes verlange, um in Paris in dem Civilstands-Register nachzusehen, ob dort wirklich zu der Zeit eine Familie Lambert gelebt habe. Ich gebe zu, daß das Verlangen auffällig ist, aber da müssen Sie nun gewandt sein und die Frau darauf hinweisen, daß im schlimmsten Falle die Behörden ja solche Documente erneuern. Wenn Sie dann, nach Muster der vorhergehenden, einen Todtenschein sowohl für die frühere Wittwe des Capitain Lambert, als für ihre Tochter

ausfertigen, würde mein Schwager das Suchen aufgeben und Sie haben Ruhe.

„Den Teufel auch, Herr Präsident,“ fuhr Montecaldo fast erschrocken auf, „Sie sagen das so leichthin, als wüßten Sie es nicht, daß auf Fälschung von Documenten Zuchthausstrafe steht.“

„Wenn es auskommt, sicher,“ erwiederte er mit einem Gleichmuth, als handle es sich um eine Cigarre, „und ich will auch nicht die Verantwortung für meinen Rath übernehmen. Nur meine ich, wenn Sie oder Ihr Diener mit dem Todtenschein bei meinem Schwager erschienen und ihn mit einem Male von der quälenden Hoffnung befreiten, Frau Baum zu finden, so würde das schwerlich zu Jemandes Kenntniß gelangen. Mein Schwager spricht Niemanden, kaum mich; die Aufrufe in den Zeitungen, die denn doch einmal zu Augen der Frau Baum gelangen könnten, hören auf und von dieser Seite wären Sie gesichert. Eine Täuschung der Art, wie Sie sich gegen Radauer erlaubt haben, ist für einen so eitlen Mann ein kitzlicher Punkt, um so mehr, wenn er sich dadurch zu Nachforschungen veranlaßt fühlen sollte, die Sie zu scheuen haben. Sie oder Ihr Diener müßten meinem

Schwager gegenüber sich für einen Freund der verstorbenen Frau Lambert ausgeben, dem Chevalier ihre Verzeihung über eine Thatsache, die Sie nicht weiter interessiren kann, bringen und sich die Scheine zu aller Vorsicht zurückgeben lassen. Bei einem solchen Handel sehe ich wenig Gefahr, er wird meinem Schwager rechtlich scheinen, weil er uninteressirt ist."

Der Baron ging noch immer unschlüssig auf und nieder; „und was, Herr Präsident," sagte er, „was verlangen Sie daß ich thue, damit Ihr Interesse nicht gefährdet wird?"

„Das sollen Sie hören," antwortete er; „auch ich habe Frau Baum Jahrelang unter dem Namen der Madame Lambert gesucht, nicht um ihre Verzeihung oder ihren Segen, sondern eine alte Schuld ihres Mannes von acht tausend Thalern einzufordern." Dem Präsidenten schien diese Lüge einigermaßen sauer zu werden, denn, wie sein Gegner, machte er erst einen Gang durch's Zimmer, ehe er fortfuhr. „Der heutige Vorfall mit dem Schmuck hat mir gezeigt, in wem ich Madame Lambert zu suchen habe, er hat mich aber auch zugleich belehrt, daß ich durchaus auf keine Zahlung hoffen darf, so lange die Frau in höchst gedrückten Verhält-

nissen lebt. Dennoch brauche ich gerade jetzt dringend Geld und sobald ich die Dame meinem Schwager zugeführt habe und sie den Schuldschein anerkennt, wird er es als eine heilige Verpflichtung betrachten, diese Schuld zu tilgen. In so fern also bin ich, abgesehen von dem Dienste, den ich meinem Schwager leiste, außerordentlich interessirt dabei, die Sache vor ihm zur Sprache zu bringen. Fühlen Sie nun aber Sorge, dadurch die schöne Rosalie und ihre eben so schöne Mitgift zu verlieren, so werde ich mich, um Radauers willen und gegen Ihr feierliches Versprechen, sich fortan aller Schwindeleien zu enthalten, herbeilassen, mir statt von dem Chevalier St. Aubin, von Ihnen einen Wechsel auf achttausend Thaler, fällig in sechs Monaten nach Sicht, ausstellen zu lassen."

Montecaldo sprang wieder auf; „mein Gott, Herr Präsident," rief er erschrocken, „Sie setzen mich in die tödtlichste Verlegenheit, ich besitze kein Vermögen und —"

„Ich war geneigt sechs Monate zu warten, bis Sie verheirathet sind," warf der Präsident in merklich kälterem Tone ein.

„Aber ein Mann wie Sie wird sich einen

Dienst der Barmherzigkeit nicht wollen bezahlen lassen," entgegnete Montecaldo etwas schüchtern.

„Herr Baron," rief der Präsident gereizt, „ich hoffe nicht, daß Sie mich beleidigen wollen. Ich frage Sie einfach, ob Sie glauben, daß es Ihnen von Nutzen ist, wenn Sie an meines Schwagers Statt die Verpflichtung der Frau Baum übernehmen; ich glaube nicht, daß Sie mich für thöricht genug halten, zu meiner Mühe und Bereitwilligkeit noch ein pecuniäres Opfer zu legen. Ich riskire genug, indem ich Ihretwegen meinem Schwager verheimliche, daß Frau Lambert und auch ihr Schmuck gefunden ist; diese Verheimlichung kann mich im schlimmsten Fall um die Erbschaft bringen und nur wenn Sie durch die Todtenscheine mich vor der Gefahr einer weitern Nachsuchung sichern, verstehe ich mich zum Schweigen. Was würde mein Schwager denken, wenn er durch Frau Baum je hörte, daß ich den Schmuck, dem ich selbst habe nachspüren lassen als er gestohlen war, gesehen habe, ohne ihn zu reclamiren."

„Mein Gott, mein Gott, in welche fürchterliche Falle bin ich gerathen," ächzte Montecaldo, „ich, der Sprößling einer alten Familie, muß mich zu

Schwindeleien herbeilassen, vor denen mein Innerstes zurückbebt, und doch kann ich meine Braut nicht verlieren. Ich will ihr Geld, ihren Einfluß, ihre Stellung entbehren, aber nicht ihre Liebe und den Glauben an mich.“

„Das heißt, Sie wünschen, daß ich Ihnen helfe und nehmen meine Bedingungen an?“ fragte der Präsident spöttisch. „Ich hoffe, Herr Baron, diese Sache ist Ihnen eine Warnung für Ihr Leben und wird es mich nie bereuen lassen, Ihnen meine hülfreiche Hand geboten zu haben. Die Nachricht, daß Sie die liebenswürdige Rosalie glücklich machen, wird für mich stets eine erfreuliche sein. Ich darf Sie nun bitten, den Wechsel auszufüllen,“ fuhr er fort, einen Wechsel in Blanco aus der Tasche ziehend.

Montecaldo biß die Zähne zusammen, wie Jemand der einen tief innerlichen Schmerz zu bekämpfen hat. „Würde die Sache nicht bis nach meiner Verheirathung Zeit haben?“ fragte er.

Der Präsident lächelte schlau; „ich soll binnen acht Tagen einen neuen Aufruf an die Hinterbliebenen des Capitain Lambert erlassen, ich glaube es ist in Ihrem Interesse, wenn dieselben bis dahin gestorben sind.“

„Nun denn,“ sagte Montecaldo entschlossen, „es sei, ich kann das Mädchen nicht verlieren, ich muß das Opfer bringen.“

„Es bleibt Ihnen noch genug,“ tröstete der Präsident, „der alte Radauer wird mit der Mitgift nicht knickern. Ich erwarte binnen vier Tagen Nachricht, wie mein Schwager die Todesnachricht aufgenommen und während Sie die Maße des Medaillons nach Paris schicken, um dort ein neues Bild anfertigen zu lassen, was sehr rasch geschehen kann, übernehme ich es, den Schmuck aufzubewahren.“

„Ich glaube nicht, daß ich Ihnen Grund gegeben habe, mir zu mißtrauen,“ fiel Montecaldo empfindlich ein.

„Keineswegs, Herr Baron; es ist der Sicherheit und Ordnung wegen, daß man ein Pfand behält, bis man gedeckt ist; Sie sollten das aus Erfahrung kennen.“

Montecaldo biß sich auf die Lippen, er überreichte schweigend das Etui. „Und was bürgt mir für Ihr Schweigen, Herr Präsident,“ fragte er dann einigermaßen ängstlich.

„Zuerst mein Wort,“ entgegnete dieser stolz, „und dann die Gefahr, einer reichen Erbschaft verlustig

zu werden, wenn mein Schwager je erführe, daß ich seine Wünsche den Ihrigen nachgesetzt. Ich hoffe aber das Beste; Frau Baum wird, sobald sie das Bild besitzt, nicht mehr davon reden und damit ist dann die Sache erledigt."

Montecaldo nickte, wenn auch noch etwas verstört, doch beistimmend mit dem Kopfe.

„Und nun gute Nacht, Herr Baron," sagte der Präsident, den sein stürmisch erregtes Blut hinaustrieb, „schlafen Sie wohl und sein Sie getrost. In acht bis zehn Tagen erwarte ich das Weitere."

Als der Präsident heraustrat in die laue Nachtluft, athmete er hoch und freudig auf; jeder Stern, der am Himmel flimmerte, schien ihm Glück zu wünschen.

„Befehlen der Herr Präsident meine Dienste noch für diesen Abend?" fragte der lange Polizeidiener, der hinter ihm aus dem Hotel getreten war.

„Nein, Schäfer, es ist gut so, Sie können gehen." Der Präsident war heute so milde, der Polizeidiener glaubte gar nicht, daß es dieselbe Stimme sei und als er langsam davon ging, glaubte er den Präsidenten in der Nachtstille mit sich selber reden zu hören.

„Er betet,“ sagte der Polizeidiener und konnte nicht umhin, mit dem Kopfe zu schütteln, als er an den Hochmuth des gestrengen Herrn dachte.

„Binnen acht Tagen ist das Testament geändert,“ jauchzte der Präsident, als er weiter schritt und mußte dann und wann anhalten, um das Klopfen seines Herzens zu mäßigen. Seine Freude hätte ein Gebet werden können voll heißen Dankes, aber die Seufzer und Thränen einer armen, verlassenen Wittwe, die er berauben wollte, löschten den Glanz aus, als es vor Gottes Thron stieg und die Wagschale seiner Schuld, in welche diese Thränen fielen, sank tief, tief herab.

Durch die mächtigen Linden, die um das Landhaus in dem stillen Harzthale standen, wogte der Wind und führte einen süßen Duft in die geöffneten Fenster. Drinnen schwieg Alles, es war als ob nichts Lebendiges hier wohnte, so lautlos war es. Und doch sehen wir, wenn wir einen Blick in das Wohnzimmer des Chevaliers werfen, daß er zu Hause und daß Martin, heute wie immer ihn bewachend und behütend, um ihn war.

Sie hatten sehr gealtert, diese beiden Männer,

und wenn man dem Chevalier, der schlafend auf dem Divan lag, in das bleiche, verfallene Gesicht sah, so konnte man sehen, daß seine Tage gezählt waren. Martin, obwohl älter als sein Herr, sah kräftiger aus und wenn seine Züge auch ernst, fast trübe schienen, so trugen sie doch keineswegs das Gepräge der Schlaffheit und tödtlichen Mattigkeit, das beim Anblicke des Chevaliers das Mitleid wach rief. Er saß zu Häupten seines Herrn und wenn dieser in seinem unruhigen Schlummer zusammenzuckte oder auffuhr, als wolle er erwachen, so legte der alte Diener besänftigend seine rauhe, runzliche Hand auf die Stirn oder den Arm des Schlafenden und der Chevalier wurde ruhig. Wie mancher, mancher Tag war so vorüber gezogen, ohne das traurige Einerlei zu unterbrechen und die Gefühle Beider blieben sich immer gleich. Hingebende, aufopfernde Treue auf der einen, hoffnungslose Traurigkeit auf der andern Seite. Martin kannte nur eine Sorge, nur eine Furcht; die: daß er vor seinem Herrn dahingehen könne und daß dann Niemand bei dem Chevalier sei, der bei ihm ausharren würde in Treue und Geduld, Niemand, der ihn schweigend zu trösten wußte.

Es waren so sorgenvolle, ängstliche Gedanken, welche die Stirn des alten Martin heute noch tiefer furchten, als das Alter es that, als plötzlich die Klingel an der Thür mit einer Hast gerissen wurde, daß es weithin schallte durch das stille Haus und der Chevalier hoch auffuhr aus dem Schlummer, in welchen er aus Ermattung nach einer aufregenden, durchwachten Nacht gesunken war.

Verdrießlich über die Störung stand Martin auf, um nachzusehn, kehrte jedoch bald mit gänzlich verändertem Gesichtsausdruck zurück.

„Es ist ein Fremder unten, Herr Chevalier," sagte er unsicher und hastig, „ein Franzose, der Sie in einer wichtigen Angelegenheit sprechen will; es ist möglich — aber fassen Sie sich, Herr Chevalier — es ist möglich, daß er Nachrichten bringt über Madame Lambert."

Trotz der Ermahnung des treuen Dieners bebte der Körper des Herrn St. Aubin wie Espenlaub, und ein paarmal, während seine Augen angstvoll in Martins Gesichte forschten, versagte ihm die Stimme, ehe er die Frage stammelte: „Du weißt Alles, Martin — Du willst nicht, daß mich die Ungewißheit tödtet — ist Gott mir gnädig gewesen?— "

Des Herrn Wege sind unerforschlich, Herr Chevalier," entgegnete der Diener bewegt, „und Sie dürfen an seiner Gnade nicht verzweifeln, wenn sie nicht gerade das gewährt, was Sie erbitten. Madame Lambert und ihr Kind sind bei Gott."

Der Chevalier stieß einen furchtbaren, unarticulirten Schrei aus und sank kraft- und bewußtlos, mit geschlossenen Augen in das Sopha zurück. Obgleich Martin an Zufälle der Aufregung und Schwäche bei seinem Herrn gewöhnt war, so erfüllte ihn dieser Zustand doch mit Angst und Besorgniß, es verging länger als eine halbe Stunde, ehe der Chevalier ein Lebenszeichen von sich gab und ein paarmal fürchtete er, der Schreck habe den Herrn getödtet. Dennoch schlug dieser nach einer Weile die Augen auf und schien auch nach und nach seine Gedanken zu sammeln, denn er gab dem alten Diener die Hand und sagte langsam und traurig: „Du treue Seele — nun bist Du wohl bald erlös't; Gott ist nur den Gerechten gnädig."

„Auch dem Sünder, Herr Chevalier, auch dem Sünder, er heißt ja Alle kommen. Und Ihre Schuld ist wahrlich nicht so groß, wenn Sie das nur glauben wollten. Der liebe Gott weiß es zum Glück besser

und sieht, daß Ihre Reue größer ist, als Ihre Sünde, der nimmt das Eine wie das Andere an."

Der Chevalier schüttelte das müde Haupt; „die meine hat er verworfen, Martin, warum hätte er sonst doch so furchtbar gestraft!"

„Herr Chevalier, Herr Chevalier, wie oft habe ich Ihnen gesagt, daß Sie Gottes Gnade nicht nach der Erfüllung Ihrer Wünsche messen dürfen," eiferte der alte Mann; „wissen wir denn, was uns gut ist und ist Gott nicht weiser, als unser wildes und thörichtes Herz?"

Der Chevalier seufzte tief auf und schwieg. „Wo ist der Fremde," fragte er nach einer Weile mit ergebener Stimme, „ich möchte ihn doch sehen."

Martin entfernte sich und kehrte bald mit dem Franzosen zurück, der unverkennbar ein Jude war. Sein Aeußeres war nicht im Stande ein wohlwollendes Gefühl für ihn zu wecken, er sah, trotz der guten Kleider, die er trug, gemein und schäbig aus, ja die ganze Erscheinung hatte etwas so niedrig Freches und Verschlagenes, daß es dem Chevalier Ueberwindung kostete, ihn anzureden. Das war nun auch nicht nöthig, denn der Fremde schien gar keine Aufforderung zu erwarten, sondern begann

sogleich damit, sich als Herr Jourdain, aus Polen gebürtig und in Paris ansässig, vorzustellen. Er bezog sich auf vielfache, jährlich wiederholte Aufrufe in französischen Zeitungen, welche die Hinterbliebenen des Capitain Lambert aufforderten, sich in Deutschland unter angegebener Adresse zu melden, und welche demjenigen, der sichern Nachweis über diese Personen bringen könne, die Summe von 500 Francs zusicherten.

„Sie bringen mir also sichere Auskunft — wie ich höre, die Todesnachricht von Mutter und Kind?“ fragte der Chevalier mit tonloser Stimme.

„Jawohl, Herr Chevalier,“ erwiederte Jener, eine abgenutzte Brieftasche hervorziehend, „Sie können einsehen die beglaubigten Papiere darüber.“

Einen Schein nach dem andern nahm der unglückliche Mann zur Hand; als er den Trauschein nahm, den der Capitain selbst unterzeichnet, bebte er bei den wohlbekannten Schriftzügen schmerzlich zusammen.

„Wer verschaffte Ihnen diese Papiere?“ fragte er.

„Nun, mein Gott, wer soll Sie mir haben verschafft, die Madame Lambert hat sie mir verschafft, ehe sie sich legte zu sterben.“

„Madame Lambert," rief der Chevalier in höchster Aufregung, „Sie haben sie selbst gekannt, warum ist die Unglückliche meinem Rufe nicht gefolgt?"

„Gott, was sollte sie folgen einer Aufforderung, wo der Abscheu sie hat zurückgehalten, wie sie mich ließ errathen, als sie an's Sterben kam. Aber sie wollte nicht, daß das Geld, welches ausgelobt war, verloren ginge und darum sagte sie immer zu mir: „Moses, Ihr sollt es verdienen, wenn ich todt sein werde."

„Woher kannten Sie die Dame?" fragte der Chevalier nach einer traurigen Pause „und wie lebte sie? Mich interessirt das Alles."

„Na, wie soll sie haben gelebt? — Jämmerlich hat sie gelebt, Unterricht hat sie gegeben in einer Pension. Sie ist einige Jahre in Deutschland gewesen und als sie ihre Tochter dort verloren hat, ist sie nach Paris gekommen und Zimmerbewohnerin geworden bei mir. Sonst weiß ich wenig von ihr, denn sie hat nicht viel gesprochen. Des Abends kam sie zuweilen zu uns und hat sich erholt bei mir und meiner Frau. Ich habe mehr gethan, als ich kann verantworten, denn ich habe sechs Kinder; aber „Moses," hat sie immer gesagt, als sie

krank lag, „der reiche Herr in Deutschland wird's bezahlen, was Ihr thut an mir, laßt mich nur erst todt sein." Und als sie ist gekommen zu sterben, da hat sie mir anvertraut die Papiere; „Moses," sagte sie, „mit diesen Scheinen und mit dem, den Euch geben wird der Maire über meinen Tod, werdet Ihr verdienen 500 Francs in Deutschland, und was der Herr Chevalier Euch will mehr geben, das nehmt; Ihr habt's sauer verdient an mir."

Der Chevalier nickte traurig mit dem Kopfe; „hat sie Ihnen nichts aufgetragen an mich?"

„Nichts, kein Sterbenswort, als was sie sagte über die 500 Francs."

Der Chevalier hatte immer noch auf ein mildes, versöhnendes Wort gehofft, was ihm die Todte hinterlassen; als auch diese Hoffnung geschwunden war, trat ein tiefes Schweigen ein.

Moses brach es zuerst: „Herr Chevalier," sagte er, „ich möchte wissen, ob die Scheine sind werth 500 Francs oder mehr, ich bin pressirt mit der Zeit."

„Ja, so," sagte der Chevalier, aus seinem trüben Sinnen auffahrend, „Sie haben Recht." Er trat an seinen Schreibtisch und nahm einige Geldrollen

heraus; „nehmen Sie dies," sagte er, „und meinen Dank für jeden Liebesdienst, den Sie der Verstorbenen erzeigt."

„Ich danke unterthänigst, Herr Chevalier, es scheint, Sie haben die Liebesdienste außer mit Worten auch bezahlt mit Fünffrankenstücken," sagte Moses mit kriechender Freude.

Der Chevalier antwortete nicht, er winkte aber seinem Diener ermüdet mit dem Kopfe und dieser, ihn verstehend, sagte in bestimmtem Tone: „der Herr Chevalier will allein sein, er ist krank, ich werde Ihnen behülflich sein. Er faltete rasch die Scheine wieder zusammen, überreichte sie dem Franzosen und einige Minuten später, als der Ton der Glocke an der Thür verstummt war, war es im Hause wieder eben so still als zuvor. Auch in dem Herzen des Chevaliers war es nun still, ganz öde, ganz leer, da die Hoffnung gestorben war, die wie eine einsame Blume darin geblüht hatte. Es kam keine Klage über seine bleichen Lippen, aber er war kraft- und willenlos wie ein müdes Kind und als Martin die Nacht mehre Male aufstand, um nach ihm zu sehen und der alte Mann ein inniges Gebet zu Gott schickte, daß er diesem armen Herzen Ruhe

geben möge, da mußte er selbst sich gestehen, daß der ewige Schlaf wohl der beste sei.

Wenn der Chevalier in seiner Abgeschiedenheit Nachbaren gehabt hätte, so würden sie am folgenden Tage die Köpfe zusammengesteckt haben über die außergewöhnliche Lebendigkeit, die sich in dem Hause kund gab. Zuerst wurde die Thür früher und weit häufiger geöffnet, als sonst; dann hielt des Morgens um neun Uhr ein Wagen vor der Thür, dem ein kleiner freundlicher Herr mit wichtiger Miene und einem spanischen Rohr in der Hand entstieg, welcher im Hause verschwand und endlich fuhr die Köchin eilig in dem Wagen von dannen, um nach einer Stunde mit einer großen Medizinflasche zurückzukehren. Der Chevalier war nämlich sehr krank geworden, der Arzt erkannte den Fall für einen Schlaganfall und bereitete Martin darauf vor, daß bei der geringsten Wiederholung der Tod erfolgen würde. Der Kranke selbst, der nach den nöthigen Hülfeleistungen bei klarem Bewußtsein war, schien seinen Zustand vollkommen zu erkennen und seiner Auflösung voll freudiger Sehnsucht entgegen zu sehn. Energischer und umsichtiger, als es seit vielen

Jahren der Fall war, traf er selbst die nöthigen Anordnungen für den Fall seines Todes, hieß Martin das jetzt überflüssige Testament vor seinen Augen zerreißen und sprach dann den Wunsch aus, Felix durch den Telegraphen der nächsten Station herbeirufen zu lassen.

Da Niemand die Adresse des jungen Mannes kannte, so mußte diese Aufforderung, was dem Chevalier höchst unangenehm war, an den Präsidenten adressirt werden, welcher in Folge dessen denn auch, wie Herr von St. Aubin gefürchtet hatte, sogleich unaufgefordert an dem Krankenlager seines Schwagers eintraf. Wenn man sonst annimmt, daß der Tod Abneigungen oder Bitterkeiten ausgleicht, so wurde das Verhältniß dieser beiden Männer in den letzten Augenblicken des Einen doch keineswegs herzlicher. Vielleicht kam das, weil nie ein Haß oder ein böswilliges Gefühl, sondern nur eine tiefinnerliche Kälte und Entfremdung zwischen ihnen herrschte, die schwer zu beseitigen ist, wenn sie ihren Grund in der Verschiedenheit der Charactere und Principien findet. Der Chevalier, von jeher schweigsam und wenig zu Mittheilungen geneigt, redete gar nicht und ließ dem Präsidenten das unangenehme Gefühl, daß er

ungelegen komme. Allein dieser war nicht der Mann, der vor solchen Kleinigkeiten zurückschreckte, er erwartete mit dem größten Gleichmuthe Felix's Ankunft, der spät Abends von der Hauptstadt, wo er sich aufhielt, eintreffen konnte und benutzte die Zwischenzeit, um dem Chevalier durch fromme Tröstungen auf das Jenseits und Gottes Gerechtigkeit den Hingang zu erleichtern.

„St. Aubin," sagte er am Abend, als es dunkelte und die tiefe Stille des Krankenzimmers anfing ihm selbst drückend zu werden, „wünschen Sie nicht, Ihr Herz durch Mittheilungen zu erleichtern, haben Sie nicht das Bedürfniß, sich mit Gott zu versöhnen, vor dessen Richterstuhle Sie bald stehen?"

Der Chevalier sah ängstlich auf, sein Auge suchte den alten Diener, in dessen treuem Blick und schlichtem frommen Glauben er bislang seinen einzigen Trost gesucht. Der alte Martin verstand ihn auch. „Ich bitte, Herr Präsident, lassen Sie den Herrn," bat er bescheiden und doch mit dem Rechte des erprobten Dieners, „er ist zu wenig daran gewöhnt, sein Herz vor Andern zu öffnen, es quält ihn."

Der Präsident blickte ihn hochmüthig an; „lieber Mann," sagte er, „ich bin nicht gewohnt, daß

Diener, selbst treue Diener, mit einreden, besonders wenn es sich um etwas so Wichtiges handelt, wie um das Seelenheil eines Sterbenden. Aber merken auch Sie sich, daß je störrischer und hochmüthiger das Herz ist, je unwilliger sich zu beugen in demüthiger Selbstanklage, je tiefer schlägt es die Hand des Allmächtigen in den Staub."

„Ich danke für Ihre Güte, Rieger," fiel der Chevalier ein, „ich erkenne Ihre gute Absicht, aber die Sorge für meinen innern und äußern Menschen hat Martin wohl oder übel so lange übernehmen müssen, daß ich an ihn gewöhnt bin und keinen Dritten verpflichten möchte."

Der Präsident machte ein bekümmertes Gesicht. „St. Aubin," sagte er warnend, „das ist sträflicher Leichtsinn, wie können Sie hoffen, auf diese Weise den Weg zur Gnade dessen zu finden, der die Sünden der Väter straft bis ins zehnte Glied!"

Da lächelte der alte Martin freundlich, das runzliche Gesicht war ordentlich schön in diesem Augenblick; „Herr Präsident," sagte er, „ich bin allerdings nur ein unwissender Mensch und schöne Worte und gelehrte Gründe habe ich nicht für das, was

die Klugen den wahren Glauben nennen. Was ich weiß, ist wenig, aber woran ich mich halte, Viel, und es hat den Herrn Chevalier doch manchmal getröstet und wird ihn auch jetzt hinüberbringen, ohne uns. Ich will Ihnen sagen, was es ist: es ist der lebendige und feste Glaube an Gottes Liebe, die alle Sünder aufnimmt, welche reuig und gläubig kommen. Da ist jeder Seufzer und jede Thräne ein Gebet und jedes rechtschaffene Gefühl und jeder gute Entschluß; und darnach rechnet er ab an unsrer Schuld. Es sind viele, viele Tage an dem Herrn Chevalier vorübergezogen, deren Last Niemand gesehn hat als Gott; er brauchte in seinem Kummer Keinen als ihn und nahm die Strafe demüthig an; nun wird er auch wohl die Gnade finden, denke ich, ohne daß er laut betet und beichtet. — Glauben Sie mir, der reuige Sünder hat der Hülfe nicht nöthig, wenn er in Gottes Schooß verlangt."

Der Präsident hatte eine verletzende, stolze Entgegnung auf den Lippen und es war gut für Martin, auch für den Chevalier, der den geringsten Conflict zwischen Herr und Diener als etwas Unstatthaftes verabscheute, daß das Rollen eines

Wagens die unerquickliche Scene endete. Unten hörte man eine tiefe, kräftige Männerstimme, die in aufgeregtem Tone fragte: „Finde ich den Onkel noch lebend?“ und einen Augenblick später kamen eilige, gedämpfte Tritte die Treppe herauf.

Es war etwas wie Freude, was das verfallene Gesicht des Chevaliers überflog, als die hohe, schöne Gestalt seines Neffen an sein Bett trat, der den Vater mit einem etwas förmlichen Kopfnicken begrüßte, während er mit herzlicher, liebevoller Stimme fragte: „Wie steht es Onkel? ich hoffe, besser als die Nachricht, die mich herrief, vermuthen ließ.“

„Ich auch,“ lächelte der Kranke, „ich glaube, es ist schneller vorbei als ich fürchtete und wer den Tod wie eine Erlösung betrachtet, dem kommt er nie zu früh. Du bist zu vernünftig, Felix, als daß Du mir nicht endlich die Ruhe gönnen solltest, die ich auf Erden nicht mehr finden sollte.“

Der junge Mann drückte bewegt des Onkels Hand, er antwortete nichts, während der Präsident verstimmt über den herzlichen Empfang mißmuthig vor sich nieder- sah.

„Felix,“ begann der Kranke wieder, „ich habe

im Leben Dir meine Liebe so wenig beweisen können, Du weißt, eine heilige Verpflichtung hielt mich ab — aber Du bist mir sehr lieb gewesen."

„Ihre Liebe ermesse ich aus dem Verlangen, was Sie scheidend nach mir gehabt und ich danke Ihnen für das treue und warme Gefühl," erwiederte Felix freundlich.

„Die Verhältnisse haben sich nun geändert," fuhr der Chevalier fort, „mein Suchen, mein Hoffen, auch mein Gebet war umsonst, Gott wollte es anders; Madame Lambert und ihr Kind sind todt."

Der schmerzliche Schreck, der sich auf Felix's Gesicht kund gab, that dem Chevalier wohl bis ins innerste Herz, er freute sich aufrichtig dieser Uneigennützigkeit. „Es lebt also Niemand mehr", — sagte er, „der Ansprüche auf mein Vermögen hätte, zu dem ich als besten Schatz auch meinen alten Martin rechne, als Du."

In diesem Augenblicke machte der Präsident eine unwillkürliche Bewegung auf seinem Stuhle und des Chevaliers Gesicht, was sich auf das leichte Geräusch dorthin wandte, zeigte ein kleines ironisches Lächeln. „Ach, Rieger, entschuldigen Sie, Sie sind ja noch da," sagte er artig, „mir war,

als seien Sie hinausgegangen. Nun, Sie hören, wir verhandeln eine Testamentsfrage und Sie wissen, das ist eine wichtige Angelegenheit, in der ich den Rath eines so bewanderten Mannes wohl hören möchte. Ich beabsichtige nämlich, Felix, der durch den Proceß, welchen Sie einst durch Vergleich gewonnen, aller Aussicht auf ein eignes Vermögen beraubt ist, während seine Schwester eine kleine reiche Dame ist, zum Universalerben einzusetzen, damit das Mißverhältniß in der äußern Lage der beiden Geschwister ausgeglichen werde, und ich glaube, Sie werden mir in diesem Vorhaben Recht geben."

„Sie müssen dann vor allen Dingen Ihr früheres Testament zerreißen," entgegnete der Präsident ausweichend.

„Das ist geschehen, aber ich frage Sie, ob Sie mit dem, was ich bestimmen werde, einverstanden sind?"

„Mein lieber St. Aubin, Sie stellen Ihre Frage nicht klar; soll ich mich damit einverstanden erklären, daß ich selbst durch eine solche Maßregel ein wenig hintenan gesetzt werde, so stehe ich nicht an, freudig zu Gunsten Felix's zu verzichten; fragen Sie mich, ob ich das mit derselben Ruhe für mein einziges Kind thun kann, das mir darüber möglicher-

weise einst gerechte Vorwürfe machen könnte, so muß ich mit nein antworten. Ein Mann kann seine Existenz sich schaffen durch eigne Kraft, ein Weib nicht, oder doch nur selten; ich möchte meine arme, kleine Anna, die in Allem das Ebenbild ihrer zarten und schwachen Mutter ist, davor bewahren."

„Onkel," fiel Felix mit ruhigem Tone ein, „da doch die Sache zumeist mich betrifft, so erlauben Sie mir ein paar Worte. Ich erkläre Ihnen unumstößlich, daß ich in keiner Weise vor Anna bevorzugt werden will. Der Vater hat Recht, ein Mann soll seine Existenz sich schaffen, nicht sie begründen durch Erbschleicherei irgend einer Art; er weiß, wie ich das verachte. Lassen Sie uns, da die Berechtigten abberufen sind, theilen, wie es Geschwistern zukommt; nicht mehr und nicht weniger. Ich habe das kleine Ding unaussprechlich lieb, ich möchte nicht, daß sie, wenn sie erwachsen wäre, geringe von mir dächte; derartige Abneigungen, die in Mißachtung ihren Grund haben, verlieren sich nie. Ihnen aber, mein guter, guter Onkel, der Sie liebevoll meine Zukunft sichern wollten, Ihnen danke ich diese treue Sorge und nehme von Ihren Schätzen den besten, meinen alten Martin, dankbar an."

Der alte Diener schlich weinend herbei und legte seine knochige Hand in die ausgestreckte des jungen Mannes. Der Chevalier wandte sich bewegt ab, bis zum letzten Augenblicke war er bemüht, seinen Seelenzustand vor fremden Augen zu verbergen; aber als er nach einer Pause sich gesammelt hatte, hingen seine Blicke stolz und freundlich an seinem Neffen.

„Du hast mich überzeugt, Felix, daß Du Recht hast; ein Testament ist also unnöthig,“ sagte er, „ich habe keine andere Erben auf der Welt, als meiner Schwester Kinder, und um den Besitz Martins kommt hoffentlich keine Uneinigkeit, ich denke, darin werden Sie großmüthig sein, Rieger.“

„Mein lieber St. Aubin, ich füge mich jeder Anordnung, die Sie in Betreff Ihres letzten Willens machen. Sie allein sind ja befugt dazu, und ich würde auch zu dem Vorhergehenden geschwiegen haben, wenn Sie meine Meinung nicht verlangt hätten.“

„Gewiß; Sie haben mich sogar dadurch verbunden. Um aber nun zu etwas Anderm überzugehn, so bezeuge ich Ihnen mein Bedauern, daß mein Zustand Sie Ihrer Bequemlichkeit

entrissen hat. Es quält mich, daß Sie nichts Wöhnliches hier finden, nicht einmal die gewohnte Pflege und Aufmerksamkeit der Bedienung, da Martin aus Eigensinn mich nicht verlassen wird. Ich würde um Vieles ruhiger sein, wenn ich Sie daheim wüßte, Rieger, hier ist ja Alles in Ordnung und wenn Felix ein Uebriges thun will — einem jungen Manne kann man schon etwas mehr zumuthen — so mag er zu Martins Trost bleiben, bis Alles vorbei ist."

Der Präsident zögerte, er hätte den Vorschlag gern angenommen und doch schien ihm das Zurückbleiben Felix's gefährlich. Aber der junge Mann las in seiner Seele; „erfülle den Wunsch, Vater," bat er, „ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich kein Testament zu meinen Gunsten annehme."

Eine dunkle Röthe flog über Riegers bleiches Gesicht, nie hatte er dem Sohne so tief gedemüthigt gegenüber gestanden, es war ein böser Blick, den er ihm zuwarf, ein Blick voll Haß und Zorn, als er an seines Schwagers Bett tretend salbungsvoll sagte: „So sei der Herr denn mit Ihnen, St. Aubin, und messe Ihre Schuld nicht mit dem Maße, womit Sie gemessen haben. Ob ich auch

fern bin, wenn Ihre Augen sich schließen, ich werde Ihrer gedenken im innigen Gebete, der Herr ist den Seinen gnädig."

„Ich danke Ihnen," entgegnete St. Aubin mit schwacher Stimme, aber in der ruhigen, verbindlichen Weise, die ihm noch am Rande des Grabes eigen blieb, „leben Sie wohl."

Den andern Morgen in aller Frühe fuhr der Präsident davon, ohne den Kranken, welcher in einen erquickenden Schlaf gefallen war, noch einmal zu sehn. Er sah zufrieden, fast heiter aus, der Arzt hatte die feste Vermuthung ausgesprochen, daß der Chevalier nur noch wenige Tage leben werde und die innere Schwäche und Muthlosigkeit, die Vernichtung der letzten Hoffnung dieses unglücklichen Mannes, welche der Präsident nur zu gut kannte, gaben dieser Voraussetzung Begründung.

Felix blieb; da Victorine noch mit der Präsidentin im Bade war, fesselte ihn nichts an die Stadt, und sein Aufenthalt in der Hauptstadt war kein nothwendiger gewesen. In diesen Tagen sah man recht, wie belebend ein klarer, frischer Geist, ein tiefes, warmes Gemüth auf ein krankes Herz zu wirken vermögen; der Chevalier erholte sich leise, statt zu

sterben und der Arzt sprach nach einiger Zeit die Hoffnung aus, daß er, wenn keine neue Aufregungen statt fänden, dem Leben erhalten bleiben könne. Und Aufregungen fürchtete Felix nicht, es war ja nun Alles gekommen, was den Chevalier noch tiefer beugen konnte und er war, seit er Gewißheit hatte, dem ruhigen Trost zugänglicher als damals, wo Hoffnung und Zweifel ihn noch unempfänglich für Jedes Andere machten.

So waren acht Tage seit Felix's Ankunft verflossen; die Ruhe, die tiefe Stille, die ihn umgab, that ihm nach all den Aufregungen der letzten Wochen wohl und das Gefühl, mit welchem er an Victorine dachte, war eine so süße, glückselige Sicherheit, daß er ihre Abwesenheit nicht zum hundertsten Theile so schmerzlich empfand, als einst ihre Nähe.

Der Chevalier saß schon wieder im Lehnstuhl, der alte Martin war ordentlich verjüngt durch die Freude, den jungen Herrn im Hause zu sehen und Felix sprach deshalb nicht von seiner Abreise. Seine Einsamkeit wurde nur durch Victorinens Briefe unterbrochen, durch Ergüsse eines unschuldigen, liebenden Herzens, die so auffallend mit dem contra=

stirten, was Rosalie Liebe genannt. Obgleich diese Briefe täglich ankamen, und durch Martin oft in des Chevaliers Gegenwart abgeliefert wurden, so war dieser doch zu discret, um je eine Frage deshalb an Felix zu richten, und er war es deßhalb selbst, der in einem Augenblicke überströmenden Glückes dem Onkel sein Geheimniß anvertraute. Der Chevalier war aufrichtig erfreut; nun er nichts mehr zu wünschen und zu hoffen hatte, concentrirte sich alle Kraft und Wärme seines ersterbenden Herzens in der Liebe für seinen Neffen.

„Du thust recht, Felix," sagte er ernst, „ein glückliches Herz sündigt nicht so leicht; die Liebe ist der beste Talismann. Ich war immer allein, einsam als Kind, als Mann und als Greis; wo Andern von den Lippen eines Weibes die Liebe entgegen tönte, vergiftete mein Leben ein Fluch und ließ seine Kraft verdorren und seine Blüthen vertrocknen. O, die Liebe eines Weibes ist ein Schatz, ich glaube, wenn ich ihn gefunden, er hätte mich bewahrt."

Wer Felix drei Wochen später aus dem Garten treten sah, der das kleine rosenumblühte Haus, in welchem Victorine mit ihrer Mutter wohnte, umschloß, der würde, wenn er den jungen Mann aufmerksam angeblickt hätte, erstaunt gewesen sein über den Ausdruck des strahlenden Glückes, der auf seinem Antlitze lag. Sein Herz war voll zum Zerspringen; Victorine war seit gestern mit der Präsidentin zurückgekehrt und heute hatte die Mutter ihre Liebe gesegnet. Es hatte keines Zuredens bedurft, um diese Einwilligung zu erlangen; schutz- und mittellos wie sie war, mußte sie es als eine Gunst des Schicksals betrachten, wenn ihr einziges Kind eine Zufluchtsstätte an dem Herzen eines braven Mannes fand. Und doch waren, als sie ihr Jawort gab, Thränen über ihre Wangen geflossen, die nicht allein die Freude ihr entlockte, und das Gebet, was sie in ihrem stillen Kämmerlein zu Gott schickte, daß der Glanz und Schimmer dieses Glückes, welches ihr schönes geliebtes Kind umfloß, kein vergänglicher sein möge, rief alle Schmerzen ihrer eignen Jugend wieder wach. So stolz und selig wie Victorinens Herz hatte auch das ihrige einst geschlagen, so gläubig und vertrauend hatte auch

sie an dem Geliebten emporgeschaut, ach, und von all den wonnigen Hoffnungen hatte sich keine erfüllt. Nur die Liebe war lebendig geblieben in diesem armen, zertretenen Herzen und all die tausend Thränen hatten ihren Glanz nicht trüben können, sondern himmlische Milde und Versöhnung verklärten das Bild Dessen, um den sie schmerzlich geweint.

Es war am Mittage, als Felix, wie wir erwähnt haben, Victorinens Haus verließ, um einen Geschäftsweg für den Chevalier anzutreten, welchen er, seit dieser in der Genesung fortschritt, auf sein eignes ernstes Zureden, zum tiefsten Bedauern des alten Martin, seit einigen Tagen verlassen hatte. Der Weg war ihm im Grunde kein angenehmer, weil er ihn zu Radauer führte; aber das Geschäft war ein so wichtiges und der Chevalier hatte eine so entschiedene Abneigung gezeigt, dasselbe dem Präsidenten zu übertragen, daß Felix es um so weniger abschlagen konnte, als das Verhältniß zu Rosalie sich auf die einfachste und, wie es schien, würdigste Art gelös't hatte, ohne in dem Herzen beider Parteien Kränkung oder Bitterkeit zurückzulassen.

Herr Radauer war nicht in seinem Arbeits=cabinet, und da er, wie der Bediente sagte, einen heftigen Podagraanfall hatte, der ihn vielleicht noch für längere Zeit hinderte die Treppe herabzukommen, so mußte Felix sich in dem Privatzimmer des alten Herrn melden lassen.

„Guten Morgen, Barönchen, sehen Sie, das ist groß gedacht, würdig einer Künstlerseele, daß Sie nicht wegen der Rosalie eine Entfremdung lassen eintreten zwischen uns beiden," rief Radauer ihm von seinem Schmerzenslager entgegen. „Nehmen Sie Platz, ich kann nicht aufstehen die Honneurs zu machen, ich bin ein geschlagener Mann, wie Sie mich hier sehen. Was haben Sie gesagt zu der Rosalie? Es ist ein starkes Gemüth, Baron, und voll Gefühl. Geweint hat sie bei dem Briefe an Sie — ich sage Ihnen, ich wäre ein zweiter Roth=schild, wenn ich für jede Thräne einen Louisd'or hätte. Sie ist umhergeschritten, wie eine Niobe; Keiner hat sich getraut sie anzureden in ihrem Schmerz, nur ich, der Vater, habe es gethan. Ach, Baron, es waren schreckliche Tage; Sie kennen mein Gefühl, und können ermessen, was ich gelitten habe, als die Rosalie den Glauben und die Liebe mit einander

kämpfen ließ. Aber als Ihre Antwort kam, bin ich beruhigt; sie war anständig, Baron, nobel, im höchsten Grade. Nun sagen Sie mir, wie fühlen Sie sich jetzt, erzählen Sie mir Alles, was Sie gelitten haben, ich fühle noch immer als Vater für Sie."

„Ich danke Ihnen für das Wohlwollen, lieber Radauer, ich bin zufrieden und weiß es Rosalie Dank, daß sie rechtzeitig ein Band lös'te, was vielleicht später eine Kette geworden wäre. Ihr Glück wird immer mein lebendiger Wunsch sein, und die neue Wahl, die ihr Herz getroffen und die auch von ihrer inneren Ueberzeugung kein Opfer verlangt, scheint mir die beste Hoffnung dazu zu geben. Was nun meinen Besuch anbetrifft, so bin ich nicht ganz ohne Absicht gekommen, da mein Onkel mich beauftragt hat, Sie in Rath über den Verkauf einiger Papiere zu nehmen."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Rosalie's üppige Gestalt, umflossen von einem weißen Spitzenkleid und Schleier und funkelnd von Brillanten, zeigte sich auf der Schwelle. Die Glut der Bestürzung erschien auf ihren Wangen, als sie Felix gewahrte, doch ihre Koketterie siegte auch dies-

mal über den weiblichen Tact und unfähig auf eine Bewunderung, selbst von Seiten des Mannes, dem sie so eigenthümlich gegenüber stand, zu verzichten, trat sie ein.

„Ah, Felix, — Herr Baron, — wollte ich sagen; verzeihen Sie, der fremde Ton wird mir noch so schwer, — ich kann es mir nicht versagen, Sie wiederzusehen und Ihnen für die freundlichen Zeilen zu danken, mit welchen Sie mich großmüthig von den Aengsten des Zweifels befreiten, der mein Herz drückte. Ich muß Israelitin bleiben, wo ich glücklich lieben soll, und Sie zürnen mir gewiß nicht, daß ich zufrieden bin, vorzüglich, wenn ich Ihnen sage, daß keine Zukunft Ihr Bild und die süßen Erinnerungen unsrer Liebeszeit verlöschen wird.“

So unangenehm Felix sich auch von dem Thema und ihrem leichtfertigen Ton berührt fühlte, so bemühte er sich doch, das Gefühl zu unterdrücken und erwiederte ernst: „Ihr Glück, liebe Rosalie, ist mein aufrichtiger Wunsch, und was Sie thaten, war recht. Herr Radauer,“ fuhr er dann, sich an den Alten wendend fort, „ich hoffe, mein Besuch ist Ihnen Morgen Vormittag gelegen?“

„Ei warum nicht gar, Baron, was wollen Sie denn fort,“ rief Radauer. „Regt Sie der Anblick der Rosalie doch noch auf? Gott noch, ich kann's Ihnen nicht verdenken, sie ist wirklich schön, so wie sie dasteht; und die Spitzen an dem Kleide haben mich in Brüssel baare 1200 Francs gekostet. Aber grausam war's auch, Kind, so daher zu kommen in dem Brautstaat und dem Felix das Herz schwer zu machen mit allen Gedanken, die sich daran knüpfen. Nun, verzeihen Sie's ihr, Baron, sie wollte mir das 1200 Francs-Kleid präsentiren, was ich noch nicht fertig gesehen habe. Die Brillanten sind vom Bräutigam; komm mal näher, meine Tochter, Du kannst die Steine sehen lassen.“

Felix wäre gern der peinlichen Scene entschlüpft, aber Rosalie trat dicht an ihn heran, näher als nothwendig gewesen wäre, sie legte sogar, damit er das blitzende Armband in der Nähe betrachten könne, wie in nachlässiger Spielerei, ihre Hand auf seinen Arm, und schaute ihn mit einem so eigenthümlich leidenschaftlichen, herausfordernden Blicke an, daß er im tiefsten Herzen verletzt durch ihre unweibliche Koketterie alle seine Aufmerksamkeit lediglich dem glänzenden Schmucke zuwandte.

„Es sind prachtvolle Steine und wundervoll gefaßt," sagte er, während eine unklare Erinnerung seine Gedanken zerstreute.

„Pariser Arbeit," nahm Radauer geschmeichelt das Wort, „'s ist ein Erbstück. Rosalie, laß mal das Portrait Deines Schwiegervaters sehen, der in der großen Armee gedient hat; es ist ein ausgezeichneter Kopf."

Rosalie machte eine kleine Handbewegung, daß das Schloß des Armbandes aufsprang und das nie vergessene Bild, was Felix als Knabe in jener Nacht in dem Zimmer des Chevaliers gesehen, die mit all den ergreifenden, und wie es ihm damals schien, geheimnißvollen Umständen einen unverlöschlichen Eindruck in des Kindes aufgeregter Seele zurückließ, blickte ihn an.

„Mein Gott," rief er fast bestürzt, „was sagten Sie, Rosalie, wer gab Ihnen diesen Schmuck?"

„Mein Bräutigam, der Baron Montecaldo," erwiederte sie halb geschmeichelt, halb verwundert über die auffällige Hast, die in seinem Tone lag.

„Aber woher mag ihn der Baron genommen haben, das interessirt mich auf's Höchste," sagte er dringend.

„Ich bemerkte Ihnen ja schon, es ist ein Erbstück," warf Radauer ein, „das Bild ist der alte Montecaldo, der Sohn hatte zu viel Pietät, um es durch das Seinige zu ersetzen. Die Ahnen muß man hoch halten, Baron, weiß Gott, man muß in heutiger Zeit, wo bei Manchem der Respekt vor dem Adel abnimmt; Sie könnten auch mehr darin thun, das habe ich Ihnen immer gesagt."

„Aber dies ist nicht der Baron Montecaldo," entgegnete Felix, der nach und nach seiner Sache immer gewisser geworden war, in bestimmtem Ton, „dies ist ein Capitain Lambert, und den Schmuck — es muß doch heraus, Radauer — besaß noch vor zehn Jahren mein Onkel, der Chevalier, dem er damals gestohlen ist."

Rosalie fuhr zurück, als hätte sie eine Natter gestochen und der Banquier machte einen Versuch, vom Lehnstuhle zu springen, der jedoch mißglückte und in einem lauten Schmerzensschrei endete. „Sind Sie närrisch, Baron, Sie machen doch sonst keine schlechten Witze," rief er empfindlich. „Wie können Sie sprechen in meinem Hause von gestohlenen Sachen! Sieht die Rosalie, mein einzig Kind, aus, als ob sie gestohlene Brillanten brauchte zu

tragen? Sie haben mich ganz echauffirt mit dem Scherz, und von jedem Andern nähme ich's übel."

„Es thut mir leid, Herr Radauer, ich muß aber doch auf meinem Ausspruch bestehen," sagte Felix, „mein Onkel kann es Ihnen jeden Tag bezeugen. Verletzen kann es Sie nicht, was kann Fräulein Rosalie, was kann der Baron Montecaldo dazu, daß er einen Schmuck kauft, der zufällig einem Dritten entwandt ist."

„Mein Gott, es ist ein alter Familienschmuck, der, wie es in reichen und vornehmen Familien Mode ist, immer der Gemahlin des ältesten Sohnes zufällt; Sie sollten das doch wissen," sagte Radauer ärgerlich. „Rosalie, Kind, steh doch nicht da, als ob Du Dich nicht zu benehmen wüßtest in schwierigen oder delicaten Angelegenheiten; sag etwas Gescheutes, mach einen Witz, der piquanter ist als der von Felix und dann laßt die unangenehme Geschichte gut sein."

Aber Rosalie schleuderte einen entrüsteten Blick auf Felix und erwiederte: „Zum Scherz haben wir wohl keinen Grund und ich glaube nicht, daß der Herr Baron erwartet, ich würde es mit meiner Würde vereinbar finden, eine so boshafte Verläum=

dung zu widerlegen. Wenn es allerdings ein merkwürdiger Zufall sein könnte, daß Montecaldo in Paris einen Schmuck kauft, der einst einem Dritten abhanden gekommen, so würde er denselben doch nimmer für den Schmuck seiner Ahnen ausgeben und ihn gerade deshalb meiner Werthschätzung empfehlen, er würde nie mich gelehrt haben, vor dem schönen, theuern Bilde dessen, den er seinen Vater nennt, Ehrfurcht und Liebe zu hegen. Ich weise also diese unwürdige Verläumdung zurück, Herr Baron, und erkläre Ihnen, daß Ihnen die etwaige Absicht, mich zu kränken, mißlungen ist."

„Rosalie," sagte er ernst und würdevoll, „jetzt bitte ich Sie selbst, einen Augenblick der Vergangenheit zu gedenken. Haben Sie mich je gekannt als einen niedrigen Verläumder, als einen Menschen, der absichtlich das Glück Anderer trübt? Glauben Sie meinem schlichten Wort, ich wäre eher fähig, der Ehre und dem Glücke Anderer Opfer zu bringen. Ich war fern davon, den Baron Montecaldo anklagen zu wollen, ich bin es noch immer, wenngleich ich die Motive nicht enträthseln kann, die ihn veranlaßt haben, dem Schmuck eine eigene Geschichte zu geben. Aber nachdem Sie mich so

bitter angeklagt haben, bin ich es mir und Ihnen, selbst Ihrem Bräutigam schuldig, Zeugen für die Wahrheit meiner Behauptung zu bringen. Der Baron wird Ihnen dann erklären, weshalb er sich den kleinen, an und für sich ganz gleichgültigen Zusatz erlaubt hat. Leben Sie wohl, Herr Radauer, ich werde vielleicht schon morgen oder übermorgen die Beweise meiner Aussage bringen, wenn der Herr Baron es nicht vorzieht, selbst den kleinen Scherz aufzuklären."

Rosalie verbeugte sich mit einem beleidigten Blick, der doch einen kleinen Zusatz von ängstlichem Zweifel erhalten hatte, als Felix an ihr vorüber der Thür zuschritt und Radauer, der sich ohnedies nicht erheben konnte, blieb sprachlos in seinem Lehnstuhle sitzen.

Als Felix draußen war und dem beunruhigenden Eindrucke entrückt, den das aufgeregte Wesen des Vaters und der Tochter auf ihn machte, versuchte er, etwas Licht in diese Angelegenheit zu bringen, die nur wunderbar durch des Baron Montecaldo unerklärliche Aussagen wurde und zum ersten Male regte sich ein leiser Zweifel über die Persönlichkeit desselben in ihm. Wenn die Kinder Israels im Allgemeinen auch leicht in den Fehler einer

eitlen Renommisterei verfallen, so war doch diese Behauptung, besonders Radauers großer Schwäche für Adel und Vornehmheit gegenüber, etwas gewagt, wenn es nicht galt, damit etwas zu erreichen oder zu verbergen. Er nahm sich vor, seinen Stiefvater, der als Obergerichtspräsident in dieser Art Angelegenheiten eine reiche Erfahrung besaß und dabei schon als Verwandter und Erbe des Chevaliers interessirt war, zu Rathe zu ziehen, trat jedoch, als er ihn mit der Präsidentin und Anna ausgefahren fand, wieder den Rückweg zu Victorine an. Unterwegs, während die Ungeduld seines liebenden Herzens seine Schritte beschleunigte, konnte er nicht umhin, an die auffallende Veränderung zu denken, die in dem Wesen des Präsidenten vorgegangen war. Obgleich die strenge und starre Form seiner Frömmigkeit, der Zwang und die Unduldsamkeit, die damit verbunden war, die Regel des Hauses blieb, so quälte er die Seinigen doch nicht mehr durch sein finsteres, gereiztes Wesen, durch jenes stille Hinbrüten, was über seine ganze Umgebung eine dumpfe Schwüle legte und Frau Emma förmlich zur Verzweiflung brachte. Mußte ihre harmlose und fröhliche Weise auch noch manche Zurecht=

weisung von ihm erfahren, so geschah dies doch nicht in der herben, ironischen Art der letzten Wochen und heute hatte er, als etwas Außergewöhnliches, sich sogar herbeigelassen, mit ihr eine Spazierfahrt zu machen. Felix schrieb diese Veränderung lediglich dem Umstande zu, daß der Chevalier sein Testament zerrissen, und so verletzend dies Motiv auch für ihn war, so freute er sich immerhin der bessern Stimmung in dem Familienkreise, die sowohl der Präsidentin als der kleinen Anna noth that. Dennoch war sein Stiefvater nicht ganz so sorgenfrei und fröhlich als Felix dachte, denn der Umstand, daß Victorine, die wahre Erbin, in nächster Nähe, ja in seinem eigenen Hause lebe, und daß ein Zufall ihren wirklichen Namen auch Felix enthüllen könne, ehe der Chevalier wirklich todt war, quälte ihn nicht wenig und gerade diese Spazierfahrt war dazu auserseben, um die Präsidentin mit dem Gedanken auszusöhnen, sich von dem schönen Mädchen zu trennen. Er selbst wollte seine Verbindungen benutzen, um sowohl ihr und ihrer Mutter eine gesicherte Stellung in einer kleinen Stadt zu bereiten, bis der Chevalier seine müden Augen geschlossen haben würde. Inzwischen hatte er keine

Ahnung davon, wie fest und unauflöslich Victorine nicht allein an diesen Ort, ja an das Herz Desjenigen gekettet war, von dem der Präsident sie gerade trennen wollte, und während er sich mit Plänen und Sorgen beschäftigte, wie und wann das geschehen könne, eilte Felix mit klopfendem Herzen der Wohnung der Geliebten zu.

Es war ein kleines freundliches Haus, halb versteckt durch dichtes, grünes Gebüsch und an der Sonnenseite mit herrlichen Rosen bezogen. Schneeig schimmernde Gardinen bedeckten von innen halb die spiegelhellen Fenster, an welchen wohlgepflegte Blumen in Töpfen standen und dazwischen sang in blank geputztem Messingbauer ein Canarienvögelchen. Victorine und ihre Mutter lebten hier fast ganz abgeschieden; die alten Gärtnerleute, die Stube und Kammer nach der Nordseite des Hauses bewohnten, dorthin, wo die großen Gemüsefelder begannen, waren am Tage wenig daheim und störten die Herrschaft, wie sie die stille, bleiche Dame mit ihrem schönen Kinde, das nun herangewachsen war, nannten, nie. Es war so recht ein Aufenthalt des Friedens und der Ruhe, schön und heiter wie Victorine, und als Felix eintrat auf den kleinen, sand=

bestreuten Flur, der so sauber und hell war, daß die Messingschlösser an den Thüren wie polirtes Gold glänzten, und sich umschaute in dem kleinen, freundlichen Häuschen, wo die Geliebte in Stille und Verborgenheit lieblich wie eine Blume erblüht war, da überkam ihn eine süße Ahnung von dem Glücke einer stillen, bescheidenen Häuslichkeit, deren Schmuck und Reichthum die Liebe ist.

Er glaubte, er würde Victorinens klare Stimme hören, aber es regte sich nichts und er öffnete deshalb leise die nächste Thür. Er that es absichtlich geräuschlos; Alles, was die Geliebte that und trieb in der Stille der eigenen Häuslichkeit, hatte für ihn einen so unbeschreiblichen Reiz, daß es ihm Freude machte, sie zu belauschen. Das Zimmer war aber leer, nur eine Arbeit, die auf dem zierlichen Nähtisch lag, deutete an, daß sie hier verweilt hatte und während er noch unschlüssig umherblickte, hörte er das leichte Rauschen eines Kleides im Nebenzimmer, dessen Thür geöffnet war. Leise trat er näher und erblickte seitwärts, abgewandt von ihm, Mutter und Tochter fest umschlungen, schweigend, aber, wie es schien, tief bewegt. Frau Baum saß in einem Lehnstuhl; ihr bleiches, mildes

Gesicht, was gewiß einst schön gewesen war, ehe der Kummer es gefurcht hatte, blickte, ob auch von Thränen überströmt, mit dem Ausdruck unbeschreiblicher Liebe auf ihr schönes Kind, das ihr zur Seite kniete und den Kopf in den Schooß der Mutter gedrückt hatte. Es schien, als ob auch das junge Mädchen weine, aber als sie nach einigen Minuten das liebliche Gesicht erhob und die goldenen Locken zurück strich, die es wie ein Heiligenschein umgaben, da lag in den weichen, kindlichen Zügen und in dem Glanz ihrer Thränen doch eine selige Freude, die Felix das Herz leicht machte. Sie drückte die Lippen bald auf die Hand der Mutter, bald auf ein kleines Portrait, was sie hielt und endlich bat sie schmeichelnd: „Weine nicht, Mutter, Gott hat Dich doch nicht vergessen, hat Dir über die trüben Tage hinweg geholfen und macht den Abend Deines Lebens licht und leicht. Laß uns das Bild mit Freude begrüßen, nicht mit Thränen, laß uns hoffen, daß er meine Liebe sieht und sie segnet, damit sie unvergänglich und glücklich bleibt, wie die Eure."

Frau Baum zuckte zusammen und fragte schmerzlich, „Victorine, war ich denn glücklich?"

„In Deiner Liebe, ja," sagte das junge Mädchen bestimmt. „Kann denn der Tod, kann Unglück, Noth und Sorge, die irdisch und vergänglich sind, Gewalt haben über die Liebe, die ewig ist, und giebt es irgend etwas, das ihren Glanz trüben könnte?"

Die Mutter neigte langsam das Haupt, dessen Locken vor der Zeit gebleicht waren; „die Schuld," sagte sie leise und traurig.

„Mutter, Mutter," rief das schöne Mädchen und sprang erschrocken auf, „sag das nicht, die Liebe sündigt nicht an dem Herzen, dem sie sich hingiebt, sie macht uns besser, sie führt zu Gott, denn sie kommt ja von ihm."

Ein unabweisbares Gefühl, daß er nicht länger der unbemerkte Zeuge dieses Gespräches bleiben dürfe, ließ Felix eintreten.

„Du hast geweint, Victorine?" fragte er, ihre Hände ergreifend, die sie, erröthend in zärtlicher Freude, ihm entgegenstreckte, und sah ihr forschend in die schönen Augen, an deren Wimpern noch Thränen hingen.

„Nicht im Schmerz," versicherte sie, „süße und wehmüthige Erinnerungen der Mutter ließen mich

mit ihr weinen und dann eine unendliche Freude, die mir unverhofft beschieden ward. Ich habe eben zum ersten Male das Bild meines Vaters gesehn, der nur nach den Erzählungen der Mutter in meiner Phantasie lebte und ich kann Dir nicht beschreiben, Felix, welch ein wunderbares Gefühl es ist, wenn man plötzlich das Bild eines Menschen sieht, den man geliebt und geehrt hat, ohne ihn zu kennen."

„Warum blieb es Dir denn so lange verborgen?" fragte Felix, „wenn Du doch Sehnsucht darnach hattest."

„Ei, die Mutter hatte es vor langen Jahren schon verloren, es saß in einem Schmuck, den der Vater aus Noth verkaufte und jetzt, nach zwanzig Jahren, ist es unter den wunderbarsten Umständen wieder zu Tage gekommen."

Felix stutzte, er streckte die Hand nach dem kleinen Bilde aus, was Frau Baum ihm reichte. „Victorine," rief er dann und preßte den weißen Arm des Mädchens so heftig, daß sie einen Schmerzensschrei ausstieß, „ist es denn möglich, dieser Mann war Dein Vater?"

„Ja, ja," entgegnete sie bestürzt, „aber was

ist denn, Felix, daß Du so auffährst? Es ist ja ein schönes, ein freundliches Bild —"

„Dein Vater war ja nicht Soldat," rief er aufgeregt, „und doch, doch ist es dasselbe Bild, was mir heute zum zweiten Male entgegen tritt, das Bild jenes unglücklichen Mannes —"

„Der mein Gatte war," fiel Frau Baum mit zitternder Stimme ein. „Aber kannten Sie ihn denn, als er so jung und stolz war, wie dies Bild, kennen Sie sein Leben, daß Sie ihn unglücklich nennen?"

„Ja," erwiederte er in bestimmtem Ton, „dies Bild ist das des Capitain Lambert."

Frau Baum neigte leise das Haupt; „er war mein erster Mann, Victorinens Vater; hat Sie Ihnen das nie gesagt?"

„Der Capitain Lambert war Ihr Gatte? O, mein Gott, welche Entdeckung!" rief er fast zitternd vor Freude und Ueberraschung. „Ich wußte es nicht, Victorine hat nie davon gesprochen und auch jetzt noch ist mir Vieles dunkel in den Umständen, die damit verknüpft sind. Es muß hier ein ungeheurer Betrug walten, denn erst vor vier Wochen sind einem Manne, der Sie schmerzlich, fast

verzweifelnd gesucht hat, Ihr und Victorinens Todtenschein nebst andern beglaubigten Documenten, wie Geburts- und Trauschein eingesandt.“

Frau Baum schlug erschrocken die Hände zusammen; „und ich selbst bin hülfreich dabei gewesen,“ klagte sie, „weil es der einzige Weg war, dies theure Bild zu erhalten. Aber wer lebt denn in der Welt, der mein gedenkt?“

„Das sollen Sie hernach erfahren, jetzt bitte ich Sie nur um eines: Erzählen Sie mir offen, wie und von wem Sie dies Bild erhielten und in wiefern Sie die Hand bei der Documentenfälschung im Spiel haben. Bedenken Sie, daß von Ihrer Aussage vielleicht die Entdeckung eines Betruges abhängt, dem nicht allein jener Arme zum Opfer fällt, der Ihren Tod so schmerzlich beweint, sondern daß möglicherweise auch Rosalie Radauer und ihr Vater darunter leiden können.“

Es bedurfte wirklich dieses ernsten Zuredens, um Frau Baum zu veranlassen, ihr Versprechen Montecaldo gegenüber zu brechen, und Felix war nicht wenig erstaunt, dies Gewebe eines Betruges zu sehen, dessen Triebfeder er nicht entdecken konnte und welches doch so verschiedene Personen um-

garnte. Daß die Documente, denen die Todtenscheine der Madame Lambert und ihrer Tochter fälschlich hinzugefügt waren, dem Chevalier auf Montecaldo's Veranlassung zugestellt waren, lag auf der Hand, und ohne für den Augenblick weiter dem geheimen Interesse nachzuspüren, welches dieser dabei gehabt haben konnte, beschloß Felix, den Betrüger auf der Stelle verhaften zu lassen, ehe er, durch Radauers Fragen gewarnt und geängstigt, vielleicht entweichen möchte.

„An dieser Entdeckung hängt Ungeheures," rief er, „eine sorgenfreie, glanzvolle Zukunft für Sie und Victorine, und seliger Frieden für ein reuiges, müdes Herz."

„Frieden ist kostbarer als Gold," sagte Frau Baum, „lassen Sie mich jetzt wissen, Felix, wer es ist, dessen Ruhe von meinem Leben und Sterben abhängt, der mein gedacht hat voll Liebe und Sorge, während ich mich vergessen wähnte von Gott und Menschen."

„Ein Mann, elender und einsamer als Sie, ein Mann, dessen kräftiger Geist brach unter der Last eines entsetzlichen Fluches."

„Sein Name, sein Name," wiederholte Frau Baum athemlos und zitternd.

„Chevalier St. Aubin, mein Onkel," entgegnete Felix zögernd.

Frau Baum schlug entsetzt die Hände vor das Gesicht und taumelte einen Schritt zurück, dann aber, sich besinnend, riß sie mit hastiger Geberde ihre Tochter in ihre Arme und rief dem jungen Manne in einem Tone wilder Verzweiflung zu: „Gehen Sie fort, gehen Sie für immer, ich verfluchte Ihren Onkel und sein ganzes Geschlecht!"

Einen Augenblick herrschte Todtenstille in dem kleinen Gemach; das junge Mädchen hörte das Herz ihrer Mutter klopfen an dem ihren, dies sonst so sanfte, stille Herz, das sie bewundert und verehrt in seiner Ergebung.

„Mutter," sagte Victorine, noch immer erschrocken, und entwand sich den Armen, die sie so ängstlich umschlungen hielten, „Mutter, was ist denn dies Alles? Warum soll Felix gehen, der doch Dein Kind ist und warum verfluchst Du einen Mann, der Dir wohl will?"

Die unglückliche Frau war wie umgewandelt, die Glut der Leidenschaft flammte auf den bleichen

Wangen, als sie mit bebender und gleichwohl befehlender Stimme sagte: „Er soll gehen, Victorine, weil er zu dem Manne gehört, der Deinen Vater in Schmach und Schande und Tod jagte, weil mein verzweifelndes Herz, als es über der Leiche meines Gatten brach, den Chevalier verfluchte und was in Liebe ihm angehört, und weil Gott den Fluch eines zertretenen Herzens hört und erfüllt."

Victorinens liebliches Gesicht war mit Marmorbläſſe überzogen, aber ihre Stimme war klar und fest, als sie die schönen Augen auf den Geliebten richtend sagte: „Ich weiß nicht, ob Dein Haß gerecht ist, weil ich nicht weiß, was der Chevalier verbrach an meinem Vater, — Du hast mir bislang gesagt, er wäre in einem ehrenvollen Duell geblieben. Aber wie gerecht, wie groß Dein Haß auch sein mag, er ist nicht allmächtiger als meine Liebe, Mutter, und eines Herzens Liebe kann wohl den Fluch in Segen verkehren. Mir bangt nicht davor, der Haß erlischt mit dem Leben, die Liebe leuchtet darüber hinaus in das Jenseits, von wo sie gekommen ist und deshalb will ich sie auch nicht lassen. O, und Du willst es selbst nicht, Du, die Du allabendlich betest: vergieb uns unsre Schuld,

wie wir vergeben unsern Schuldigern, Du wirst ein Herz nicht nach Vergebung schmachten lassen, was zwanzig Jahre die Last Deines Fluches getragen. Das wirst Du nicht; und nun wolltest Du einen Unschuldigen beugen durch Dein hartes Wort, wolltest ihn von Deiner Schwelle bannen und Dein Kind, was nicht von ihm lassen kann, mit ihm? Die Schwere Deines Fluches soll das Haupt treffen, auf das Du sonst Segen herabflehst und das Herz brechen, das Dein ganzer Reichthum ist?"

Thräne auf Thräne glitt langsam und schwer über die bleichen Wangen der unglücklichen Frau und plötzlich stand sie auf und legte die Hand auf das goldig glänzende Haar des jungen Mädchens. „Nimm ihn denn," sagte sie zitternd, „nimm ihn; als Du meinen Segen fordertest, dachte ich nicht, daß ich zu der freudigen Gabe meines Mutterherzens auch das schwere Opfer meines bittern, traurigen Hasses legen sollte. Aber Du hast Recht, die Liebe ist stärker als der Haß, ich fühle es Deinen Bitten gegenüber. Und nun lassen Sie uns diesen Abend allein," bat sie Felix; „Victorine soll mich nicht ungehört der Härte anklagen,

und morgen, wenn mein Herz die Bürde abgeworfen, wenn ich mich ausgeweint und ausgesprochen und es wieder licht und klar in mir ist, dann mögen Sie kommen und den Segen und die Liebe fordern, die ich eben für den Neffen meines Feindes nicht finden konnte."

Felix verstand und ehrte ihr Gefühl; er küßte stumm die Hand, die sie ihm darreichte, legte Victorine in ihre Arme und entfernte sich rasch.

In dem Hotel zum römischen Kaiser konnte man gegen Abend des nämlichen Tages, von dem wir oben sprachen, eine nicht gewöhnliche Aufregung bemerken. Wirth und Oberkellner standen in leisem, wichtigen Gespräche auf dem Hausflur, auf welchem zwei Polizeidiener schweigend an den Wänden lehnten, Kellner und Zimmermädchen machten sich mehr auf Treppen und Corridors zu schaffen, als dem Herrn des Hauses angenehm schien und dazwischen schlich der Bediente des Baron Montecaldo, ein Bild scheuer Angst auf und nieder bis zu den Dienern der Gerechtigkeit, an denen er augenscheinlich nicht vorbei konnte, oder mochte, wie

sehnsüchtig auch seine verschmitzten Blicke an der weit offenen Hausthür hingen. Oben hielt in den Zimmern und zwischen den Papieren des Barons die Polizei Haussuchung und wenn ein solches Ereigniß an und für sich wichtig genug war, um davon zu reden, so wurde der Stoff noch vermehrt durch die vielen Bemerkungen verdächtiger Anzeichen über die Person des Fremden, die Jeder beobachtet haben wollte und nun zu Tage brachte. Ab und an wurden oben laute Stimmen hörbar, klagendes Protestiren und ernste, beruhigende Worte.

Endlich öffnete sich das Wohnzimmer des Baron Montecaldo, die Lauscher stiebten nach allen Seiten aus einander und die erste Person, die sich in der Thür zeigte, war Radauer, der sich ganz zerknirscht auf Felix und einen Bedienten stützte. Trotz des Podagraanfalls war es dem Banquier vermittelst einer Sänfte gelungen, den Platz zu erreichen, wo alle seine eitlen Hoffnungen sich in Schrecken und Beschämung auflösen sollten.

Felix schien Mitleid mit ihm zu haben, er führte ihn sorgsam und in seinem ganzen Wesen lag mehr Rücksicht, als er dem alten Radauer je zuvor be-

wiesen. Er hätte ihn so gern von dieser Scene zurückgehalten, allein der Banquier, der seit dem Mittag in einer leicht erklärlichen Unruhe geblieben war und Boten über Boten zu seinem Schwiegersohn in spe schickte, um Aufklärung zu erhalten, hatte nicht sobald vernommen, daß eine Haussuchung bei demselben Statt fände, als er allen Schmerzen zum Trotz sich zu ihm bringen ließ, um ihm wo möglich beizustehn und den unwürdigen Verdacht zu entfernen. Er war mit einer Entrüstung, ja mit einer Verachtung gegen Felix daher gekommen, die schwer zu beschreiben ist und nur dem Entsetzen vergleichbar war, mit welchem er aus dem aufgefundenen Briefwechsel die wahren Verhältnisse Montecaldo's überschaute. Dieser selbst schien, als er mit dem Polizeibeamten ebenfalls jetzt auf dem Corridor erschien, wenigstens äußerlich ziemlich gefaßt; die Briefe bewiesen nichts, als ein Complott, um Rosalie ihrer Mitgift wegen zu heirathen und die Lügen und Schwindeleien hinsichtlich des Schmuckes waren in den Augen Radauers vielleicht weit strafbarer, als in denen des Gerichts. Anders war es mit den Documenten der Frau Baum, die sich sämmtlich, die falschen Todtenscheine eingeschlossen,

vorfanden. Da die Beamten nichts zu fragen oder zu untersuchen hatten, so beobachtete auch Montecaldo seinerseits das tiefste Schweigen und verlangte nur, ehe er vor den Untersuchungsrichter geführt werde, dem Präsidenten Rieger wo möglich noch diesen Abend, jedenfalls aber morgen einige Eröffnungen zu machen. Man hatte zwar versprochen, den Präsidenten von diesem Wunsche in Kenntniß zu setzen, aber war das Versprechen nun zu leichthin gegeben, oder war Montecaldo besonders ängstlich wegen der Erfüllung, genug er wandte sich an der Hausthür, als er schon im Begriff war, mit dem Polizeibeamten und seinem Diener den harrenden Fiaker zu besteigen, um und flüsterte Felix einige Worte zu. Wie von einem electrischen Schlage getroffen zuckte dieser zusammen, seine gebräunten Wangen wurden einen Augenblick von einer tiefen Blässe überflogen und in seinem Blick malte sich eine unverkennbare Bestürzung. Aber im nächsten Moment schon verdrängte eine stolze Entrüstung diesen Ausdruck und er entgegnete bitter und so laut, daß die Nächststehenden es hörten: „Ich war geneigt, Ihre Wünsche und Aufträge zu erfüllen, Herr Baron, nicht Ihre Verläumdungen zu hören. Glauben

Sie mir doch, daß Niemand aufrichtiger wünschen kann, als ich, daß die Sache sich zu Ihren Gunsten aufklärt und daß ich mit wahrer Freude Ihnen einen Irrthum abbitten würde, auch ohne daß geachtete Männer unnöthig von Ihnen verdächtigt werden."

Montecaldo zuckte leicht und höhnisch die Achseln und während Felix sich überzeugte, daß Radauer, dessen Jammern und Protestiren einer stillen Verzweiflung Platz gemacht hatte, in seiner Sänfte wohl untergebracht war, rollte der Wagen davon. Sinnend, mit einem Blick voll innerer Unruhe schaute der junge Mann ihm nach, die letzten Worte Montecaldo's hatten, wie sehr er sich auch bemühte es zu verbergen, eine schwer zu beschreibende Aufregung in ihm hervorgebracht und obgleich ermüdet und abgespannt von den sich häufenden Ereignissen des Tages, trat er doch noch den Weg nach des Präsidenten Hause an.

Der schöne Sommerabend hatte Rieger und seine Familie länger draußen gefesselt als gewöhnlich, er war noch nicht zurück und Felix, der sich genöthigt sah, auf's Neue seine Ungeduld zu bemeistern, erwartete ihn vor der Hausthür. Es währte

auch nicht gar lange, bis der Wagen um die nächste Ecke bog und Felix, diesmal mehr getrieben aus innerer Unruhe als aus Artigkeit, beeilte sich, selbst den Schlag zu öffnen. Er erwiederte den Gruß der Präsidentin und der kleinen Anna kurz, fast abwehrend und bat Rieger, noch ehe dieser den Fuß zur Erde gesetzt hatte, mit solcher Hast um eine Unterredung, daß derselbe erstaunt und mißbilligend in des Sohnes glühendes Gesicht sah. Aber er folgte ihm dennoch ungesäumt auf sein Zimmer, wohin er dem Bedienten Lichter zu bringen befahl und erwartete dann mit der ruhigen, gemessenen Würde, die ihm eigen war, Felix's Eröffnungen.

„Vater," fragte dieser, sobald die Thür sich hinter dem Bedienten geschlossen, „kennst Du einen Baron Montecaldo und stehst Du in irgend einer Beziehung zu ihm?"

Der Präsident sah schnell und frappirt in die Höhe; „Deinen Nachfolger bei Rosalie Radauer?" fragte er spöttisch. „O, ja, Du hast durch die eigenthümlichen Familienverbindungen, die Du vor Jahr und Tag anknüpftest, dafür gesorgt, daß dieser Kelch nicht vorüberging."

„Es ist wahrlich keine Zeit zu ironischen Be=

merkungen," warf Felix gereizt ein, „ich bin vielmehr in einer sehr ernsten Angelegenheit hier. Der Baron Montecaldo, den ich als einen Schwindler und Betrüger so eben habe verhaften lassen, ist frech genug, Deinen Namen mit seinen schlechten Geschichten in Verbindung zu bringen und behauptet namentlich," fügte er langsamer und mit einem durchdringenden Blick auf seinen Stiefvater hinzu, „daß Du ihn zu der Anfertigung von falschen Todtenscheinen beredet hättest."

Der Präsident hielt den Blick des jungen Mannes ruhig, ohne eine Miene zu verändern, aus. „Willst Du die Güte haben und mir das etwas genauer erzählen," bat er gelassen; „Du mußt bedenken, daß ich überhaupt gar nicht au fait und doch hinsichtlich meines guten Namens sehr interessirt bei der Sache bin."

„Ja, so," entgegnete Felix offenbar erleichtert, „nun, da will ich gleich etwas weit ausholen, bei mir anfangen und Dir mittheilen, daß ich seit sechs Wochen mit Victorine verlobt bin. Nicht wahr, das freut Dich," fuhr er fort, als er einige Ueberraschung in des Präsidenten ernsten Zügen zu entdecken glaubte, „wer könnte auch diesem Liebreiz

sein Herz verschließen. Da es bislang ein Geheimniß zwischen uns Beiden war, was ich in einer vertraulichen Stunde nur dem Onkel entdeckt habe, so konnte ich erst heute die Einwilligung von Victorinen's Mutter erhalten. Bei dieser Gelegenheit machte ich eine wichtige Entdeckung, eine Entdeckung, Vater, die Dich auf's Höchste interessiren wird. Ich erblickte nämlich in Victorinen's Hand ein Portrait, welches ich einst als Kind in einem Schmuck gesehen hatte, den der Onkel von dem unglücklichen Capitain Lambert in Besitz hatte und der ihm später, wie Du weißt, durch nächtlichen Einbruch gestohlen wurde. Victorinen's Mutter, die durch eine zweite Ehe ihren Namen änderte, ist die Wittwe des Capitains und Victorine sein Kind!"

Der Präsident zeigte weder den Schrecken, noch die Ueberraschung, die Felix erwartet hatte; „ein eigenthümliches, aber höchst erfreuliches Zusammentreffen, daß Du zum Ersatz für Rosalie wieder eine reiche Erbin gewonnen," bemerkte er nur mit leichtem Spott.

Felix maß ihn mit einem verächtlichen, fast mitleidigen Blick, und fuhr dann ruhig fort: „Den Schmuck selbst mit einem gleichen Portrait hatte ich schon am Morgen bei Rosalie Radauer gesehen; ich erkannte ihn so-

fort und wenn es durchaus nicht unglaublich war, daß Montecaldo die Brillanten nebst dem Portrait nach Jahr und Tag gekauft hatte, so wunderte ich mich doch, wie er sie, Radauers gegenüber, für einen Familienschmuck und das Bild für das Portrait seines Vaters hatte ausgeben mögen. Das erregte meine ersten Zweifel an seiner guten Herkunft und seinen geordneten Verhältnissen und als ich nun zu meiner Braut kam, in ihren Händen ein gleiches Portrait erblickte, was auch sie für das ihres Vaters erklärte, da hatte ich Gewißheit. Sobald ich nun hörte, daß sie nur aus Dankbarkeit und Gewohnheit den Namen „Baum" führte, daß ihr Vater jener unglückliche Mann war, dessen Tod der Onkel noch heute beklagt, da war mir auch zugleich klar, daß man sich mit den Todtenscheinen der beiden Frauen einen ungeheuern Betrug erlaubt hatte. Nach vielem Drängen und Fragen erfuhr ich, daß Frau Baum ihren Geburts- und Taufschein, den Todtenschein ihres Mannes und andere Documente gegen jene Copie des Bildes, welches Montecaldo unverschämter Weise auch ihr gegenüber beharrlich für seinen Vater ausgegeben, dem Baron ausgeliefert hat, der sie dem Onkel gegenüber mit Hinzufügung falscher Todten=

scheine, die wir noch bei ihm auffanden, auf die schändlichste Weise mißbrauchte.

Ich that sofort die nöthigen Schritte, um den Betrüger verhaften zu lassen, ehe er durch Radauer, der natürlich gar nicht an die Schuld seines künftigen Schwiegersohnes glauben wollte und trotz seines Podagra in das Hotel kam, was Montecaldo bewohnt, auf irgend eine Weise gewarnt werden konnte. Erlaß mir die Scene, welche folgte, als eine Correspondenz zum Vorschein kam, aus welcher die Polizeiofficianten erfuhren, daß eine Gesellschaft von Schwindlern, welche von Radauers Erbschaft wußten, den Baron Montecaldo hier zu dem Zwecke und so lange unterhält, bis derselbe Rosalie, welche laut Testament ihres Vetters nur einen Israeliten heirathen darf, heimgeführt haben wird. Stelle Dir des alten Radauers Entrüstung vor, als er hörte, daß ihre Mitgift und ihre Erbschaft, nach Procenten berechnet, bereits den Theilhabern des Unternehmens zugewiesen ist. Der Schmuck ist richtig in Paris gekauft und von Montecaldo, um der Eitelkeit des alten Radauer zu schmeicheln, für ein Erbstück ausgegeben. Bis soweit ist die Sache ganz erklärlich, allein warum er

dem Onkel die Todesnachricht der Frau Lambert und ihres Kindes hat hinterbringen lassen, und sogar zu diesem Zwecke das Wagstück unternommen hat, falsche Papiere anzufertigen, ist durchaus unerklärlich und wohl deshalb brauchte er mir gegenüber die Lüge, daß es auf Deine Veranlassung geschehen sei." Unwillkürlich war Felix's Ton wieder ernster und langsamer geworden, als er dem Präsidenten die schwere Anklage vortrug; aber auch diesmal blieb das kalte, kluge Gesicht desselben unverändert und er fragte gleichgültig: „mischten die Polizeiofficianten sich nicht darein und verwiesen eine solche empörende Verdächtigung? Die guten Leute erlauben sich in ihrem Pflichteifer für die Vorgesetzten gar leicht derlei kleine Uebergriffe."

Es hörte Niemand, als ich," entgegnete Felix, „er flüsterte mir diese Eröffnung zu, wahrscheinlich um mich anzuspornen, Dich zu bewegen, ihn morgen in aller Frühe zu sehn, ehe er vor den Untersuchungsrichter kommt."

„Ah so, wünschte er das?" fragte der Präsident leichthin.

„Dringend," antwortete Felix, „er fügte sogar hinzu, er werde Dir unumwundene Geständnisse ab=

legen, und Du wirst von seinem Verlangen durch die Polizei noch officielle Anzeige erhalten."

„Da muß ich freilich seiner Bitte genügen, was ich übrigens ohnedies gethan haben würde," erwiederte der Präsident salbungsvoll; „es ist so süß, den Beleidiger zu trösten und zu erquicken. Und nun meinen Segen, Felix, nicht zu der reichen Erbschaft, die Dir, wie Du sagst, unvermuthet kommt, aber zu dem Besitze einer Braut, die endlich Dein Herz gewählt haben wird. Der Herr möge diesen Bund segnen, Euch lehren, daß ein lebendiger Glaube köstlicher ist als Gold, und Euch Frieden geben."

„Es ist die Zeit unsrer Abendandacht, möchtest Du nicht mit uns den Herrn preisen für so viel Gnade, Felix?"

„Ich danke, Vater," entgegnete der junge Mann ernst, „Du weißt, ich bete allein. Unsere Herzen sind heute so verschieden gestimmt, laß uns denn auch Jeden besonders zu Gott gehen, er hat ein Ohr für Alle, für Glückliche und Traurige." —

Der Präsident schüttelte schweigend das Haupt, ergriff ein Licht und schritt zur Thür, nach welcher Felix ihm folgte. Unten im Hausflur verabschiedete sich dieser und hörte noch die Glocke schallen, die

die Hausgenossen zur Andacht rief. Zum ersten Male goß dieser Ton Freude und Beruhigung in Felix's Seele; der Präsident mußte doch heiter und schuldfrei sein, wenn er mit den Seinigen Gott preisen und danken wollte für diese Fügungen, die dem Sünder zum Gericht werden mußten und erst jetzt fühlte Felix es klar, wie sehr die Befürchtung, der Präsident möge dieser Fälschung nicht fremd sein, ihn gedrückt und beunruhigt hatte. Ein Mann mit einem so schuldbewußten Herzen würde nicht den Muth und die Seelenruhe gehabt haben, Andern Buße zu predigen, während das Damoklesschwert über seinem Haupte hing.

Aber wenn Felix in dieser Nacht an dem Hause vorübergekommen wäre, in welchem seine Jugendzeit so freudlos verfloß, da würde er gesehen haben, daß das Licht in dem Zimmer des Präsidenten erst erlosch, als der Sonnenglanz des anbrechenden Morgens es überstrahlte, daß der Schatten einer unruhig umherwandelnden Gestalt sich an den herabgelassenen Vorhängen zeigte und daß das Gebet des Präsidenten nicht den Frieden und den Schlaf des Gerechten für sich errungen hatte.

Auch in dem kleinen Gartenhäuschen der Frau Baum erlosch heute erst spät die Lampe, die aus dem Erkerzimmer schien, in welchem Victorine mit ihrer Mutter schlief.

Als Felix fortgegangen war und die beiden Frauen sich allein sahen, fand Frau Baum an dem Herzen der Tochter nach und nach Klarheit und Besonnenheit genug wieder, um ihr die Geschichte ihrer Jugend, die sie mit ihren Schmerzen dem blühenden, lebensfrohen Kinde noch immer vorenthalten, zu erzählen.

„Victorine," sagte die arme Frau weinend, als sie neben derselben saß und ihre weiche, warme Hand in der ihrigen hielt, „nun ziehe ich den Schleier von meiner Vergangenheit und auch von dem Bilde Deines Vaters; es ist nicht ganz fleckenlos — wer wäre ohne Schuld — aber Du sollst dies theure Bild deshalb nicht weniger lieben und ehren, als ich es Dir gelehrt. Von allem Weh, was ich getragen, wäre dies der Schmerz, den ich nicht überwinden könnte, wenn mein einzig Kind sich stolz und gleichgültig von dem Andenken des Vaters abwenden könnte, weil er menschlich gefehlt. Und dann, Victorine, als die Wagschale seiner Schuld niedersank, da habe ich in die andere so viel tau=

send Thränen voll verzeihender Liebe, so viel heiße Wünsche und Bitten um Vergebung gelegt, daß sie sich tiefer neigte noch als jene, und Gott, der gerechtes Maß hält, hat es angenommen.“

Das junge Mädchen küßte leise und ehrfurchtsvoll die schmale, welke Hand der Mutter; „was es auch sei, was Du mir eröffnest,“ sagte sie, „ich will ihn lieben. Wie könnte ich richten, wo Du verzeihst und nicht das Andenken eines Mannes ehren, den Du Deiner Liebe werth gehalten bis über das Grab hinaus?“

„Nun denn,“ sagte Frau Baum athemholend, „so laß mich anfangen. Mein Vater gehörte der alten Familie von Markstein an und seine Vorfahren lebten in Oestreich. Er war schon ein Mann in reifen Jahren, ohne je Neigung zum Heirathen bewiesen zu haben, so sehr ihn seine alte Mutter, deren einziges Kind er war, auch dazu trieb, und seine Erbvettern sahen sich im Geiste bereits als die Herren seiner Güter. Er mochte vier oder sechs und vierzig Jahre alt sein, als seine Mutter eine junge Gesellschaftsdame bekam, in deren Schönheit und Anmuth der Vater sich plötzlich so heftig verliebte, daß er um ihre Hand warb. Vergebens wider=

setzten sich die Verwandten, drohte und bat die Mutter; je später die Natur ihr Recht geltend macht, je hartnäckiger ist sie in der Erfüllung desselben und allen Einwänden zum Trotz führte der Vater die Geliebte, die seine Neigung wahr und voll erwiederte, heim. Obgleich er mit seiner ganzen Familie gespannt war, ließ das Glück, was er an der Seite seiner Gattin fand, ihn diesen Kummer doch kaum empfinden und als ich nach Jahresfrist geboren wurde, hofften die Eltern, dies Ereigniß solle wenigstens die Mutter versöhnen. Allein noch ehe dazu die nöthigen Schritte gethan wurden, nahm ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde meinem Vater das Leben und ließ die Mutter und mich schutzlos und verwais't zurück. Mit dem Vater fehlte der Vermittler zu einer Versöhnung und welche Versuche meine Mutter auch gemacht hat, sich ihrer Schwiegermutter zu nähern, es ist ihr nie gelungen, das Herz der hartherzigen alten Frau zu erweichen.

Unsere äußere Lage war eine glänzende; wenn meine Mutter, da sie keine Söhne hatte, auch die Güter sofort abtreten mußte, so war doch ein ganz bedeutendes Allodialvermögen vorhanden, das uns zufiel. Die Mutter zog in eine große Stadt, rich-

tete sich hübsch und bequem ein, und lebte, zurückgezogen von aller Welt, lediglich meiner Pflege und Erziehung. Leider sollte der Tod mich dieser treuen, zärtlichen Obhut berauben; sie starb, als ich eben mein sechstes Jahr vollendet hatte, an einem hitzigen Nervenfieber. Das Scheiden mag ihr schwer genug geworden sein, als sie mich so allein und verwais't in der Welt zurückließ, in der kein Herz mir angehörte oder mir mit Liebe entgegenschlug. Sie hatte zu wenig Vertrauen zu den Verwandten meines Vaters, die sich uns stets so feindselig gezeigt, als daß sie noch einmal gewagt hätte, mich ihrer Sorge zu empfehlen. Der Vormund, den mein Vater in seinem letzten Augenblicke für mich bestimmt hatte, war sein Arzt, ein rechtlicher, energischer Mann, aber ein sonderbarer, alter Hagestolz und natürlich nicht geeignet, ein kleines Mädchen bei sich aufzunehmen und zu erziehen. Der Mutter bangte es so sehr, mich in ganz fremde Hände zu geben — ach ein Mutterherz sorgt, so lange es schlägt — daß sie eine Jugendfreundin, die sie zwar lange Jahre nicht gesehn, auf deren unveränderte Liebe sie aber baute, beschwor, an ihr Sterbelager zu kommen und mich als letztes Vermächtniß zu empfangen.

Die gute Frau ließ nicht lange auf sich warten; sie gelobte der Mutter in die Hand, mich wie ihr Kind zu halten und zu lieben, drückte ihr die müden Augen zu und nahm mich mit fort.

Dieser erste Schmerz meines Lebens beugte mich so tief, wie es nur bei einem Kinderherzen, das mit der Mutter zugleich die Heimath verliert, möglich ist. Ich war nie mit andern Kindern in Berührung gekommen, nie von der Mutter Seite gewichen, alle meine Freuden, meine kindlichen Spiele waren bei ihr. Wenn es nun einen Umstand gab, mir meinen neuen Aufenthalt lieb zu machen und meiner Pflegemutter mein kleines Herz voll Vertrauen zuzuwenden, so war es der, daß ich in ihrem sechs Jahre ältern Sohne einen freundlichen, sanften Spielgefährten fand, dessen Liebe und Wohlwollen für mich auch die Mutter immer inniger an mich band.

Frau Baum war die Wittwe eines Steuerofficianten, eine liebe, gute, nicht eben geistig begabte Frau, die durchaus nicht geeignet war, den Geist eines nur irgend strebsamen, intelligenten Knaben zu wecken und zu bilden. Allein die Natur hatte hier von selbst Einhalt gethan. Karl Baum war

ein schwaches, zartes Kind, das sich körperlich erst spät entwickelte und mit Lernen nicht gequält werden durfte. Er hatte auch keinen besondern Trieb dazu, er führte ein reines Gefühlsleben und was die Natur nur an innern Schätzen dem Menschen zu verleihen im Stande ist, hatte sie in das Herz dieses Knaben gelegt. Ich war ihm unbeschreiblich gut; sein sanftes, ruhiges Wesen, seine immer gleiche Freundlichkeit bildeten einen wohlthuenden Gegensatz zu meiner heftigen, leidenschaftlichen Natur; eine Bitte von ihm entwaffnete meinen Eigensinn und Thränen in seinen Augen verursachten mir mehr Schmerz und Reue, als der schärfste Tadel meiner Lehrer oder meiner Pflegemutter. Geistig holte ich ihn, trotzdem daß ich bedeutend jünger war, wieder ein und als ich ein Mädchen von sechszehn Jahren war, stand ich an Wissen und Verstand sogar weit über ihm. Als er zweiundzwanzig Jahre und selbstständig war, bekam er wie sein Vater eine Stelle im Steuerfache. Er besaß nicht den Ehrgeiz, der ihn zu Rang und Ehren hätte heben können, seine bescheidene Stellung, die er treulich ausfüllte, und die ihm so manche Mußestunde für seine Vögel und Blumen ließ, genügte ihm vollkommen. Er

war ein hübscher, freundlicher Mensch, dem alle Welt gut war und der Mangel an Selbstständigkeit, der allerdings ziemlich fühlbar bei ihm hervortrat, und der wohl besonders durch den Umstand vermehrt wurde, daß er das elterliche Haus nie verlassen hatte, war wenigstens mir nicht unangenehm, so lange er allen meinen kindischen Einfällen nachgab und ich keine Vergleiche mit andern jungen Männern seines Alters anstellen konnte. Wie wäre das auch möglich gewesen, wir Drei lebten ganz abgeschlossen; die Kinder, mit denen ich die Schule besuchte, folgten ihren Eltern, als sie erwachsen waren, in die Welt, und in dem bunten Treiben, das mir verschlossen blieb, wurde ich bald vergessen. Ich wußte, daß ich reich und von vornehmer Geburt sei, aber da ich nie mit meinen Standesgenossen in Berührung gekommen war und Niemand meine Eitelkeit und meinen Hochmuth nährte, legte ich keinen Werth darauf und hatte eine wahre Scheu, jemals den Verwandten meines Vaters und ihrer stolzen Gesellschaft, die meine arme Mutter so tief gekränkt hatte, zu begegnen. Ich war sehr zufrieden mit meinem Leben; meine Erziehung, an der nichts gespart worden, hatte

mir Früchte getragen, meine Einsamkeit war keine freudlose."

Victorine schlang liebevoll den Arm um die Mutter; „Du Liebe, Gute," flüsterte sie, „Du hast mit Deinen Schätzen auch mein Leben wieder geschmückt."

Du hast mir heute Morgen gesagt, das Leben wäre erst jetzt licht und schön," wehrte die Mutter mit trübem Lächeln ab, „und auch ich sollte es in einem noch andern Glanze schauen. Ich hatte es gar nicht bemerkt, wie Karls Zuneigung zu mir nach und nach einen immer ernsteren Character annahm, ich wußte trotz meiner achtzehn Jahre von der Liebe so wenig wie ein Schulkind, und deshalb war ich ganz erstaunt, als mir mein Jugendgespiele seine tiefe, innige Neigung gestand und mich um meine Hand bat. Ich war ihm ja so gut, aber mein Gefühl für ihn war so ruhiger Art, daß ich ordentlich traurig wurde, wenn ich dachte, daß dies die Liebe sei, die die Dichter so herrlich besungen hatten. Indessen gab ich ihm doch mein Jawort; ich hatte auf der Welt keine Heimath, als sein Haus, ich war ihm herzensgut und dachte mir, daß in meinem Leben ja eigentlich kaum eine Veränderung eintreten würde. Meine Pflegemutter machte

zwar einige Einwendungen, sie behauptete, ich sei meiner Geburt und meinem Reichthum nach zu einer glänzenderen Wahl berechtigt, allein ihre Gründe wurden beseitigt, sie wußte meine Entgegnung, daß mir ja nicht einmal Gelegenheit geboten sei, Welt und Menschen kennen zu lernen, nicht zu widerlegen."

„Unsere Hochzeit war auf den Winter festgesetzt, als plötzlich in der Zwischenzeit ein Ereigniß eintrat, welches ein Wendepunkt in meinem Leben wurde. Mein Vormund, der Doctor Schwärzer, der zu meiner Heirath seine Einwilligung zu geben hatte, und den ich seit vielen Jahren nicht gesehen, machte mir den Vorschlag, ihn auf einer Reise nach Baden-Baden zu begleiten, wo er die Cur gebrauchen wollte. Er meinte, es sei für ein junges Mädchen gut und heilsam, Welt und Menschen ein wenig zu kennen, ehe sie als Gattin und Hausfrau eine Stelle einnähme, die sie mit Beiden in Berührung bringe, und daneben hatte er, der nie etwas für mich gethan, vielleicht den Wunsch, mich etwas von den Freuden des Lebens kosten zu lassen, ehe ich den Ernst desselben kennen lernte und schwere Pflichten übernahm.

„Der Vorschlag machte mich ganz glücklich, die Liebeswerbung meines Verlobten hatte mich nicht zum hundertsten Theil in die Aufregung versetzt, als wie sie diese Aussicht mir verursachte. Meine Pflegemutter theilte meine Freude, selbst mein Verlobter, dem eine Trennung von mir doch Schmerz machte und der im nächsten Jahre als mein Gatte mir selbst die Welt hätte zeigen können, drängte, glücklich über meinen Jubel, daß ich das Anerbieten annahm.

Vierzehn Tage später holte der alte Herr mich ab und ich kann Dir nicht beschreiben, mit welchen Erwartungen und Hoffnungen ich diese Reise antrat. Unterwegs, wo er alle Sorgen und Mühen, die sein Beruf mit sich bringt, vergaß, war mein Vormund ganz heiter und liebenswürdig, seine Seltsamkeiten waren mir mehr komisch, als verletzend, und meine Fröhlichkeit, die Rückhaltlosigkeit, mit der ich mich den neuen Eindrücken hingab, interessirten und erfrischten ihn, so daß wir die besten Freunde wurden.

Der Vormund war ein geistreicher Mann, wir sahen in Baden bald einen gewählten Kreis um uns, den vielleicht das Gerücht vergrößerte, welches mich eine reiche Erbin nannte. Hier, in dieser

Welt des Glanzes schienen mit einem Male alle meine Vorzüge zur Geltung kommen zu sollen; man schmeichelte mir auf alle Weise, mein Adel hob meinen Reichthum, meine jugendliche Frische; ich war die Gesuchte, die Gefeierte aller Feste. Ich dachte wohl zu Haus, an die Mutter und an Karl, aber doch nicht mit der Sehnsucht, die alles Glück daheim sucht; das Leben unter andern Menschen gefiel mir auch."

„Da lernte ich unter der Menge der Männer die mich umschwärmte, Deinen Vater kennen, und von dem Tage an nahm mein Denken und Fühlen, mein Hoffen und Wünschen eine andere Richtung. Was soll ich Dir sagen, wie wir uns fanden — Du liebst jetzt selbst, Victorine, und die Liebe ist seit Jahrtausenden dieselbe, ein göttlicher Strahl, der plötzlich in das Menschenherz fällt und sein ganzes innerstes Leben verklärt."

„Ja, ja," rief Victorine begeistert, „und weil Du das weißt, darum willst Du auch nicht, daß ich die Liebe aus meinem Herzen reiße und einem Glücke entsage, dessen Erinnerung Dich noch heute beseligt."

Frau Baum trocknete die Thränen, die über

ihre Wangen flossen. „Nein," sagte sie, „Gott möge es Dir segnen, mein Kind."

„Dein Vater hatte meine Liebe so rasch gewonnen, daß ich gar nicht Zeit hatte, über das Unerlaubte meiner Neigung zum Bewußtsein zu kommen; es war unmöglich, sich dem Eindrucke zu entziehen, den diese kräftige Natur, dieser frische lebendige Geist und seine männliche Schönheit auf ein so junges unerfahrenes Mädchen machte. Ich sah und hörte nur ihn, ich unterschied im dichtesten Gedränge seinen Tritt, fand unter Hunderten seinen Blick, und war selig, wenn ich ihn mit Liebe oder Bewunderung auf mich gerichtet fand. O, sieh ihn an, Victorine," fuhr sie fort und nahm das Portrait hervor, „so keck und zuversichtlich, so gut, so fröhlich wie hier war er, als mein Herz sich an ihn hing."

Die Tochter sah gerührt in das Antlitz der Mutter, das die Erinnerung belebte und mit einem schwachen Roth übergoß und Frau Baum sagte: „Nicht wahr, Du lächelst über die Extase einer alten Frau; aber Kind, das Herz wird nicht alt, solche Empfindungen vergessen sich nie! Es währte nicht lange, bis mir Dein Vater seine Liebe ge=

stand; der Umstand, daß ich Braut war, schreckte ihn nicht ab, seine Leidenschaft und Entschlossenheit kannte keinen Widerstand und mein schwaches Herz keine Pflicht. Ich erklärte meinem Vormund, daß ich entschlossen sei, mein Verhältniß mit Karl Baum, den ich nur wie einen Bruder lieben könne, aufzulösen und Lambert zu heirathen. Vergebens widersetzte sich der Doctor, schalt und ermahnte und rüstete gar zur Abreise; ich blieb bei meinem Willen und schrieb selbst, sowohl meinem Verlobten als meiner Pflegemutter die Veränderung, die sich mit meinem Herzen zugetragen. So glücklich ich war, diese Briefe entpreßten mir heiße Thränen, ich fühlte, wie unglücklich ich diese beiden lieben Menschen machen wollte, die mir mein Lebenlang wohl gethan, mich behütet mit zärtlicher Sorge und deren Frieden ich dafür zerstörte. Ich war tief betrübt mit ihnen, ich hätte willig mein Vermögen gegeben, um ihren Schmerz zu lindern, aber meine Liebe nicht. Mittlerweile hatte mein Vormund, wie Pflicht und Gewissen es ihm vorschrieben, wenigstens Erkundigungen über Lambert, über seine Verhältnisse und seine Moralität eingezogen. Seine Stellung war ehrenvoll, er war in jugendlichem Alter bereits

Capitain, war, wenn auch ohne Vermögen, doch von angesehener Familie und über seinen Character und Lebenswandel liefen die besten Zeugnisse ein. Nur eine, wenn auch etwas verblümt gegebene Andeutung seines Obersten, daß Lambert eine etwas vorwiegende Neigung für das Spiel habe, machte dem Vormund Bedenken und bewog ihn, seine Einwilligung noch zurück zu halten. Lambert war darüber außer sich; die Aussicht einer nahen Trennung auf unbestimmte Zeit, die seine Leidenschaft ihm zu einer endlosen machte, die Schwierigkeit, den Vormund von seiner Besserung zu überzeugen, wenn bei der unschuldigen Art und Weise, wie er das Spiel betrieben hatte, überhaupt davon die Rede sein konnte, Alles das stimmte ihn so unglücklich und drückte mich selbst so nieder, daß ich seinen stürmischen Bitten, mit ihm über die nahe Grenze nach Frankreich zu gehen und des Vormundes Einwilligung auf diese Weise zu ertrotzen, um so leichter nachgab, als mich der Gedanke, Karl oder seiner Mutter, die ich so tief betrübt hatte, noch mal begegnen zu müssen, wahrhaft ängstete. Meine Pflegemutter hatte mir kurz geantwortet, ihr verletztes Mutterherz sprach aus jedem

Wort, wie großmüthig sie auch verzieh; aber Karls Brief athmete nur Liebe, nur Segen für mich, nirgend störte ein Ausdruck des eigenen Schmerzes diesen Erguß eines großen, guten Herzens, dessen selbstverleugnender Segenswunsch ein Trost für mein ganzes Leben blieb. Seine Verzeihung, sein brüderlicher Segen schien mir Alles, was ich auf der Welt zur Vervollständigung meines Glückes bedurfte und da ich es nun besaß, fühlte ich mich ermuthigt und berechtigt, mein Schicksal mit kühner Hand selbst zu gestalten.

Ich folgte Deinem Vater nach Paris, ohne des Vormundes Wissen, der mir, wie ich vermuthet, alsbald seine Einwilligung und alle betreffenden Papiere nachsandte, um durch eine rasche Heirath diesen thörichten Schritt so viel als möglich zu beschönigen. Er war erzürnt, aber er schrieb doch recht väterlich und ein versiegelter Brief an Lambert, der diesen ungewöhnlich ernst und weich stimmte, wie ich aus seinem ganzen Benehmen sah, lag meinem Schreiben bei. Zwei Tage darauf waren wir getraut, und nun, auf der schwindelnden Höhe des Glücks, fragte ich mich fast ängstlich, was nun

werden würde, da mir meiner Meinung nach nichts zu erreichen mehr übrig blieb.

O, Kind, wenn man so glücklich ist, wenn so alle Wünsche des Herzens befriedigt sind, da soll der Mensch an sich arbeiten, ernster noch als in den Tagen des Leides, daß er des Glückes werth wird und fähig, es in Demuth zu tragen. Das thut man so selten, man bittet wohl in selbstsüchtiger Angst: „erhalte uns das Glück, o Gott, aber man thut so wenig, es zu verdienen. So auch ich; statt genau und treu auf uns Beide zu achten, auf unser inneres und äußeres Leben, vergaß ich Alles um mich her, die Welt und die Versuchung in ihr, die eignen Fehler und Schwächen, die man zügeln muß, und sah mit abgöttischer Liebe nur auf meinen Gatten. Im Anfange schien das Zusammenleben mit mir ihm auch vollkommen zu genügen, er sehnte sich gar nicht hinaus unter Freunde und Bekannte, und ging nur die Zeit fort, wo sein Dienst ihn in Anspruch nahm; aber er hatte mir kaum einmal erzählt, wie fröhlich er einst mit den Kameraden geschwärmt, als mich die Angst quälte, er könne bei unserm einförmigen Leben etwas vermissen und ich, sobald er einmal stiller war, als

gewöhnlich, ihn hinausdrängte zu den Freunden, damit ich sicher war, daß seinem Leben nichts fehle.

Da mein Vormund ein Jahr nach meiner Verheirathung starb und ich bereits neunzehn Jahr alt war, so machte es keine Schwierigkeiten, meine Majorennitätserklärung zu erlangen und die Verwaltung meines Vermögens, von dem wir bislang nur die Zinsen genossen hatten, ging in die Hände meines Mannes über. Dein Vater war kein Finanzmann, ich selbst war ganz unerfahren in Geldangelegenheiten und ich glaube, wir legten das Vermögen gleich anfangs schlecht an. Es schien uns indessen so beträchtlich zu sein, daß wir unsern Hausstand und den ganzen Etat etwas vergrößern zu dürfen glaubten, wir sahen oft Freunde bei uns und ich hatte nicht mehr nöthig, Lambert dazu aufzufordern, seine Kameraden aufzusuchen. Er ging jetzt von selbst, öfter und länger sogar, als ich wünschte, oft Nächte lang und kehrte nicht selten traurig, verstimmt und zerstreut zurück. Sein Wesen, obgleich es noch eine leidenschaftliche Zärtlichkeit für mich athmete, war ungleich und verändert, die Uebergänge von Verstimmung zu übersprudelnder Laune zu plötzlich, um wohlthuend zu wirken.

Eines Abends nach einem Souper wurde in unserm Hause von einem seiner Kameraden Bank aufgelegt und da zum ersten Male sah ich meinen Gatten unter dem Einflusse jener unseligen Leidenschaft, die dies reiche, schöne Leben zerstörte. O, Victorine, wie soll ich ihn Dir schildern, wie das Entsetzen meines bebenden Herzens, das ihn plötzlich an einem Abgrunde erblickte, den es nicht geahnt. Er spielte hoch und unglücklich, er verlor bedeutende Summen, aber er setzte immer wieder. Die Schicklichkeit gebot mir, das Zimmer zu meiden, es war spät in der Nacht, es waren nur Männer noch versammelt und sie waren erhitzt vom Spiel und Wein. Aber ich blieb; ich hoffte immer, mein Blick sollte ihn warnen und zur Besinnung führen, doch ach, sein glühender gespannter Blick hing nur an den Karten, die ein Bekannter, der Chevalier St. Aubin, umschlug. Kein Gedanke flog herüber zu mir, die athemlos und verzweiflungsvoll auf ihn starrte, wie er auf das funkelnde Gold. O, Victorine, Victorine," schluchzte Frau Baum, „in dieser Nacht wußte ich, daß ich ihn verloren hatte, daß es eine Macht gab, die mehr Gewalt über ihn hatte als meine Liebe!

Er hatte mehr als zehntausend Francs verloren — der Verlust ließ sich bei meinem Vermögen, wenn er sich nicht wiederholte, verschmerzen; d a s quälte mich nicht, mich quälte nur die Gewißheit, daß diese unselige Leidenschaft ihn dem Einfluß meiner Liebe entzog. Ich machte ihm keinen Vorwurf, ich sprach kein Wort darüber, aber als er am nächsten Morgen in mein bleiches, trauriges Gesicht und in meine verweinten Augen sah, da sank er vor mir auf die Kniee und flehte um meine Vergebung, um meine Liebe und gelobte mir Besserung. O, und mein Herz kehrte zu ihm zurück und liebte ihn noch zärtlicher und glaubte ihm, bis ein Rückfall mich wieder elend und neue Betheuerungen mich wieder hoffnungsvoll machten. Wie oft wiederholten sich diese Scenen, — und meine Liebe wurde nicht schwächer, nur mein Muth sank.

Die unausgesetzten Verluste schmälerten mein Vermögen am Ende aber doch bedeutend, wir mußten uns ungewohnten Einschränkungen unterziehen und ich für mein Theil zog mich ganz von der Welt zurück, die mit ihren Versuchungen frevelnd in das Heiligthum meines Glückes gegriffen hatte. Lambert drückte jetzt die Stille unserer Häuslichkeit, die ihn

einst beseligt, sie wurde ihm vergiftet durch die Vorwürfe, die er sich machte, durch den Wunsch und die Hoffnung das Verlorne wieder zu erringen und dann ein neues Leben zu beginnen. O, er liebte mich immer, er blieb edel und gut inmitten seiner Schwäche, er wollte gut machen und wußte nicht, daß meine Liebe ihn längst in meinen Augen entsündigt hatte. So trieb es ihn weit und weiter auf der gefährlichen Bahn und ich wurde traurig und einsam.

Da erbarmte sich Gott meiner Noth; inmitten meiner Betrübniß gab er mir den reichsten Segen des Weibes, erfüllte meines Herzens glühendsten Wunsch, an dessen Erfüllung ich bereits zweifelte, er schenkte mir ein Kind! —

Dein Vater war überglücklich, seine Liebe und Zärtlichkeit für mich verdoppelte sich; in den Stunden wo er bei mir war, fehlte mir nichts, Du und er, ihr waret mir die ganze Welt. Aber daß er mich jetzt, gerade jetzt nicht mit dem Luxus und dem Wohlleben umgeben konnte, das wir einst kannten, daß wir uns Manches versagen mußten, was er freilich nur meinetwegen wünschte, das ließ ihm gar keine Ruhe. Von seinen Freunden,

obgleich die meisten mir etwas leichtsinniger Natur schienen, konnte und mochte ich ihn nicht ganz zurückhalten; es war auch nur einer darunter, dessen Einfluß ich fast instinctartig vom ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft gefürchtet hatte, obwohl gerade er der einzige unter Lamberts Kameraden war, der durch sein ruhiges, gemessenes, leidenschaftloses Wesen mir hätte Vertrauen erwecken müssen. Dieser Eine war der Chevalier St. Aubin, und sein stattliches Aeußeres, seine feinen, wahrhaft vornehmen Manieren, seine Ruhe hatten etwas wahrhaft Imponirendes.

Dennoch war es an jenen Abenden, an welchen in unserm Hause gespielt wurde, immer St. Aubin, der Bank auflegte und dann hatte mir, während Lamberts Züge von Aufregung entstellt waren, gerade seine Ruhe etwas Furchtbares. Er erschien mir wie der böse Dämon dieser Schaar; das Glück, das ihm immer treu blieb, wurde der Versucher für die Andern, seine unerschütterliche Kaltblütigkeit brachte ihn immer in Vortheil gegen seine Genossen.

Lambert vertraute mir einst, in einem Anfalle von Reue, daß St. Aubin jeden Abend unter den

Kameraden Bank auflege, daß er sogar der Pächter einer der zahlreichen Spielbänke im Palais Royal sei. Er erschien persönlich dort nie, aber dies Unternehmen warf ihm eine ungeheure Revenue ab. Ich dachte an die unzähligen Thränen, die daran klebten, an die Seufzer der Angst und Scham, ich flehte Deinen Vater fast kniefällig, sich von St. Aubin zurückzuziehn.

Er gelobte es auch, aber des Chevaliers unheimliche Gewalt über ihn war größer, als die meiner Liebe; ein einziges ironisches Lächeln, ein schweigendes Achselzucken desselben warfen alle guten Vorsätze wieder um.

Ich wandte mich selbst an St. Aubin; es war schwer an diesen verschlossenen, artig gewandten Mann heranzukommen und meine gerade, warme Bitte, sich von meinem Gatten zurückzuziehn, schien ihm peinlich. Er antwortete galant und verbindlich, bedauerte, in keinerlei Weise Einfluß auf Lambert zu besitzen und gab mir zu verstehen, daß er überhaupt nicht gern der Vermittler so wichtiger und zarter Angelegenheiten sei, die am besten in der Hand einer klugen und guten Frau ruhten. Von da an vermied er mich und ich glaubte zu

bemerken, daß auch Lambert etwas weniger offen gegen mich blieb.

Indessen wurde unsre äußere Lage immer drückender; wir hatten schon dreimal eine andere Wohnung, immer einfacher und entlegener genommen; unsre Bedienung war entlassen bis auf Deine Wärterin, die mir zugleich in Küche und Haus helfen mußte und ich dankte Gott, daß ich in meiner Jugend so einfach gewöhnt war. Von alle dem kostbaren Tand, mit dem Dein Vater mich im Anfang unsrer Ehe überhäuft hatte, besaß ich nichts mehr, als den Brillantschmuck, den ich an meinem Hochzeitstage getragen und der Lamberts theures Bild enthielt. Wagen und Pferde, Meubeln und Silberzeug, wie es für das große schöne Haus passend war, was wir Anfangs bewohnten, waren längst verkauft und ich hatte Deinen Vater, wenn ich ihn um die Anschaffung großer Summen, die er verspielt hatte, in rathloser Angst sah, oft dringend gebeten, die Brillanten zu verkaufen und mir nur das Bild zu lassen. Aber dieser Vorschlag setzte ihn jedesmal in eine solche Aufregung, es schien eine solche Demüthigung für ihn darin zu liegen, das Andenken an den schönsten und hoffnungsreich=

sten Tag unsres Lebens, der erfüllt war von heiligem Glück und guten Vorsätzen, auf diese Weise einer niedrigen Leidenschaft zu opfern, daß ich zuletzt nicht mehr davon redete. Es war eine Thorheit, nachdem selbst unser häuslicher Frieden geopfert war, an dem glänzenden Schmuck zu hängen, der weder zu unsrer traurigen Lage, noch zu meinem traurigen Herzen paßte; allein er stand, wie gesagt, unmittelbarer als alles Andere was uns umgab, in Beziehung zu unserm einstigen Glück, es war für Lambert gleichsam ein Band zwischen Vergangenheit und Zukunft, das er nicht zerreißen wollte und in diesem Sinne mußte ich sein Gefühl ehren.

In unserm eignen Hause war seit lange nicht mehr gespielt; Lambert scheute meine vorwurfsvollen Blicke, vielleicht that es auch den Uebrigen leid, mir zu begegnen, denn es war kein Geheimniß, wie wir in unsern Vermögensumständen zurückgekommen waren. Wohin Lambert allabendlich zu diesen unseligen Zusammenkünften ging, fragte ich gar nicht, mir war es genug, daß er ging, um mich elend zu machen. Zuweilen, aber selten, brachte er die Taschen voll Gold heim; dann beschenkte er mich mit

unnützen Dingen, machte Pläne, wie wir uns einrichten wollten, wenn das Glück ihm ferner hold sei, ohne auf meine Thränen zu achten und am nächsten Tage waren wir ärmer als zuvor.

Eines Abends, es war im August und Du schliefest recht süß in Deinem Bettchen, saß ich allein in meinem Zimmer am Fenster. Es war schon dunkel, aber ich hatte kein Licht, ich liebte es nicht mehr, seit ich unglücklich war; die Nacht mit ihrer Dunkelheit that meinen müden, verweinten Augen gut und meinem Herzen auch. Ich weiß nicht, wie lange ich so dagesessen hatte; wenn man auf Nichts zu warten hat und so viele Gedanken, hat man keinen Maßstab für die Zeit. Da wurde plötzlich die Klingel an der Hausthür heftig und wiederholt gezogen und ich weiß nicht, warum mir der Ton einen so furchtbaren Schrecken einjagte, daß mich meine zitternden Beine kaum trugen. Die Wärterin schlief schon neben Dir, ich ging selbst hinab, um zu öffnen. Ein kleiner Knabe stand unten nnd reichte mir, als er hörte, daß ich Madame Lambert sei, ein kleines, mit Bleistift geschriebenes Billet, das meine Adresse trug.

Es war von einem Kameraden Lamberts ge-

schrieben, einem liebenswürdigen, wackern Manne, den ich nur selten in der lustigen Gesellschaft gesehen, der mir aber immer den Eindruck machte, als trage er unter der lachenden, sorglosen Oberfläche seines Wesens ein warmes, starkes Herz und einen festen Charakter. Er schrieb mir nur wenige Worte, daß Lambert in der Wohnung des Chevaliers St. Aubin, wo dieser Bank gehalten, gespielt und enorme Summen verloren, und daß mein Mann, seiner Ansicht nach, sich in einer so bedenklichen Aufregung befinde, daß demselben der Anblick und die Nähe eines geliebten Wesens, welches heilige Ansprüche an ihn habe, Noth thue. Er bat mich, rasch und ungesäumt zu erscheinen, da Lambert in finsterm Schweigen jeden Trost Anderer ablehnte.

Ich weiß selbst nicht, wie ich aus dem Hause kam, durch die öde Vorstadt bis in die Nähe der Boulevards, wo der Chevalier wohnte. Ich flog mehr als ich ging und mein Herz klopfte schneller noch von namenloser Angst, als von dem eilenden Lauf. Der Portier, dessen Knabe es war, der mich holte, hatte die Hausthür offen gelassen, jetzt war es für mich eine Erleichterung, daß ich auf Flur

und Treppe überall strahlendes Licht erblickte und viele laute Stimmen hörte, unter welchen ich die seinige zu erkennen glaubte. Schon eilte ich die letzten Stufen der gewundenen Treppe, die mich den Corridor erst überschauen ließ, wenn ich sie erstiegen hatte, hinan, da wurde oben eine Thür aufgerissen — ich kannte Deines Vaters Schritte, ich sah ihn schon, Victorine, und in demselben Augenblicke erfolgte ein Blitz und ein Knall — und er lag mit zerschmettertem Gehirn zu meinen Füßen!" — —

„Mein Gott, mein Gott," flüsterte Victorine schaudernd, „und Du hast es überlebt, überlebt um mich?"

„Ja, ja," erwiederte Frau Baum ergriffen, „ich lebte, aber ich glaube, der Wahnsinn war mir nahe in jenem Augenblick und that ich Unrecht, so möge Gott mich richten nach der Qual jener Stunde. In dem Augenblicke, als der Schuß fiel, stürzten Leute aus allen Thüren herbei, der Erste, der Einzige, den ich erkannte, war St. Aubin. Er erschien mir in diesem Augenblicke als der Versucher meines Gatten, als sein Mörder — ich war wie rasend, als ich ihn erblickte. Ich stürzte mich nicht auf die Leiche des Geliebten, die blutig und zer=

schmettert am Boden lag, nein ich stürzte auf den Chevalier zu; ich zerrte ihn herbei zu seinem Opfer, ich verfluchte ihn, daß er nicht Ruhe und Trost finden möge, wohin er den irrenden Fuß auch setze, daß er ewig suchen und nimmer finden möge, was Frieden und Vergessen giebt, daß sich eine Scheidewand aufbaue zwischen ihm und den Menschen, damit er einsam lebe und verlassen sterbe, und daß elend sein soll, was in Liebe oder Mitleid sich ihm naht! — —"

„O Gott," stöhnte das junge Mädchen und schloß die Augen, wie vor einem entsetzlichen Bilde, „Mutter, Mutter, welch eine furchtbare Stunde!"

Frau Baum schwieg einen Augenblick, die Erinnerung überwältigte auch sie. „Es waren Tage und Wochen verflossen seit dieser Stunde," fuhr sie langsam fort, „als ich meine Augen zum ersten Male wieder mit Bewußtsein öffnete; mein erster Blick traf Dich, sein Kind, und da wußte ich, daß ich leben mußte.

Aus der tiefen Ohnmacht, in welcher ich nach der furchtbaren Aufregung an Lamberts Seite niedersank, erwachte ich in wilden Fieberphantasieen, und fremde Leute mußten Sorge tragen, daß ich

in meine Wohnung geschafft wurde. Während man berathschlagte, ob ich in ein Hospital zu bringen sei, erbot sich eine liebenswürdige, wohlthätige Dame, die uns gegenüber wohnte und die mich oberflächlich kannte, mich aus alle diesen Schrecknissen hinaus auf ihr, zwei Stunden von Paris entferntes Landgut bringen zu lassen, und da die Aerzte meinten, der Transport würde mir nicht schaden, ließ sie mich und Dich mit der Wärterin dorthin bringen.

Als ich zum Leben, zum Bewußtsein meines schrecklichen Daseins gelangte, war Lambert begraben und die Welt leer für mich. O, Victorine, zürne mir nicht, damals konnte mein Herz selbst in Dir den Trost nicht finden. Sobald meine Kräfte es erlaubten, mußte ich über den Nachlaß Deines Vaters Auskunft geben, damit seine Schulden arrangirt werden konnten. Man hatte bislang seine Papiere nicht angerührt, ich sollte sie selbst ordnen. Das erste, was mir darunter in die Hände fiel, als ich mit meiner Beschützerin auf einen Tag in unsre frühere Wohnung fuhr, war ein Zettel, worauf geschrieben stand: „ich nehme den Schmuck meiner Frau, und drei tausend Francs

aus der Regimentscasse als ein Darlehn." —

Dieser Schlag warf mich aufs Neue nieder; die Brillanten lagen mir nicht am Herzen, ich hing nur an dem Bilde, und doch trat selbst dies in den Hintergrund, wenn ich an die Regimentscasse dachte. Sie befand sich bereits in den Händen des Obersten und von Angst gefoltert begab ich mich sogleich zu ihm.

Er war ein gütiger alter Mann, der Lambert immer wohl gewollt hatte und als ich ihn bebend fragte, ob er den Bestand der Casse schon revidirt habe, erwiederte er mir, daß Alles in bester Ordnung sich vorgefunden habe. Ich fiel ihm zu Füßen und küßte ihm die Hand, ich wußte, was er für Deines Vaters Ehre gethan hatte, ich habe nie vorher und nachher eine Wohlthat so lebhaft empfunden wie diese. Und er, er war so gütig, er sagte gerührt: „Stehen Sie doch auf, Madame, Lambert war, wenn auch leichtsinnig, doch ein braver Mensch, dessen gute Eigenschaften die schlimmen übertrafen." O, Victorine, ich segnete den Obersten, nicht allein für seine Wohlthat, ich

segnete ihn auch um dieser Worte willen, die erquickend in mein verdorrtes Herz fielen.

Ich konnte nun getrost Alles den Händen der Advokaten überliefern und meine Beschützerin, Madame Allard, nahm mich wieder mit nach ihrem Landsitze hinaus. Schon nach vierzehn Tagen hatte ich das Resultat in Händen; Lamberts Schulden überstiegen noch den kleinen Rest unsres Vermögens, ich mußte Alles verkaufen lassen, um den zahlreichen Forderungen nur irgendwie gerecht zu werden, und mir und meinem Kinde blieb nichts. Laß mich hinweggehen über die Tage der Angst und Sorge, über den dumpfen Schmerz, der auf meinem Gemüthe lastete und es unempfänglich gegen die Trostgründe meiner Freundin, selbst gegen Dein Lächeln machte. Sie war es mehr, als ich selbst, die an meine Zukunft dachte, und da sie im Begriff war, auf immer nach England zu ihrer einzigen Tochter zu übersiedeln, so konnte sie mir auf die Länge nicht mal ein Asyl bieten. Aber sie schlug mir vor, eine ihrer jüngeren Bekanntinnen, die krank und leidend sei, nach Ems zu begleiten, um so wenigstens für die erste Zeit ein Unterkommen für mich und Dich zu haben, wo ich in Ruhe mich

nach etwas Weiterem umschauen könne. Die gute Frau, sie dachte wohl, das Bad und die heitere, freundliche Umgebung würde meiner gebrochenen Gesundheit selbst nöthig sein; ich glaube fest, daß sie es war, die in der Stille meine Reise und meinen Aufenthalt dort vergütete und voll zartem Gefühl mir nur den Vorwand bot, durch kleine Dienstleistungen bei ihrer Freundin meinen Unterhalt zu verdienen. Vielleicht hoffte sie auch, daß ich, wenn ich einmal in Deutschland sei, mich leichter entschließen werde, mich an frühere Freunde oder Verwandte zu wenden, was ich bis dahin mit hartnäckiger Scheu vermieden hatte.

Am Tage vor meiner Abreise bekam ich ein Billet von dem Chevalier St. Aubin, in welchem er mich flehentlich ersuchte, ihn zu sehen und eine Unterstützung für Dich von ihm anzunehmen. Dem Briefe war ein Paquet Banknoten beigelegt, deren Betrag ich aber gar nicht einmal nachsah, sondern sie voll Abscheu sofort zurücksandte. Der Chevalier hatte schon einige Male versucht, mich zu sprechen, allein ich hatte voll Angst und Entsetzen ihn immer abweisen lassen; ich gerieth in eine fast wahnsinnige Aufregung, wenn ich nur an ihn dachte.

So reis'te ich denn im Monat September, obgleich es schon etwas vorgerückt für die Badecur war, doch noch nach Ems ab. Mich fesselte an Frankreich nichts mehr, als nur das Bild Deines Vaters, das einzige, was von ihm existirte; aber, obgleich Madame Allard in allen Juwelierläden geforscht hatte, ob dort der Schmuck, der es enthielt, verkauft sei, ward keine Spur davon gefunden. Ich mußte also gehen ohne diesen letzten Trost und ich gab nun auch die Hoffnung auf, es je zu finden. In Ems war es schon sehr leer und das war mir lieb, das heitere Gewühl, die vielen Menschen konnten meinen Kummer doch nicht zerstreuen, und wenn es ein Mittel dafür gab, so war es weit eher die Launenhaftigkeit und die Herschsucht meiner Begleiterin, der Madame Renaud, der mein trauriges Wesen bald lästig wurde. Dazu war sie nicht kinderlieb, und Du mußtest doch bei uns bleiben; das Mädchen, was uns Alle bedienen sollte, mußte Dir, da Du eben erst Gehen lerntest, mehr Zeit zuwenden, als Madame Renaud gedacht hatte und wenn ich bei der Dame auch ängstlich und gewissenhaft die Stelle der Dienerin vertrat, so lange Marie Dich spazieren trug, so war

sie doch oft unzufrieden damit. Meine Lage war sehr, sehr traurig, ich wurde so stumpf in meinem Gemüth, daß ich fast verlernte zu beten.

Da, eines Morgens, als ich spazieren schlich, während Madame Renaud badete und ich an einen ziemlich einsamen Ort kam, den ich liebte, weil es dort so still war und eine Bank zum Ausruhen im Gebüsch stand, bemerkte ich, daß auf dem Sitze schon ein Herr Platz genommen hatte. Er wandte mir den Rücken zu, ich schloß aus seiner gebückten Haltung, daß es ein ältlicher oder kranker Mann sein müsse und da ich mich zum Tode angegriffen fühlte, mußte ich mich entschließen, auf derselben Bank neben ihm Platz zu nehmen. Ich sah ihn gar nicht an, ich setzte mich erschöpft nieder und erquickte mich an der Ruhe, die ich so sehr bedurfte.

Da ertönte plötzlich ein Schrei neben mir, „Georgine,“ rief eine bekannte Stimme und im nächsten Augenblicke lag ich an Karl Baums treuem Herzen. —“

„Gottlob,“ sagte Victorine leise und faltete unwillkürlich die Hände, „o Gottlob, es war auch zuviel des Leids, um es allein zu tragen.“

„Gott ist so gütig," fuhr Frau Baum fort, „er vergaß mich nicht in meinem Jammer, obwohl ich ihn nicht mal gesucht hatte; er sandte mir in höchster Noth einen Freund. Meine verfallene Gestalt, die tiefe Trauer, die ich trug, erzählten Baum hinreichend, daß ich viel gelitten, und mit dem Zartgefühl, was ihm eigen war, überstürzte er mich nicht mit Fragen, sondern ließ mir Zeit, ihm nach und nach mein Herz zu öffnen. Ach, ich hatte selbst so viel zu fragen, ich sah an seiner gebeugten Gestalt, ich hörte an dem kurzen, trocknen Husten, daß er krank war und eine Stimme in mir klagte mich an. Er sprach nicht von dem Kummer, den ich ihm bereitet, nicht von den Jahren des Schweigens, die dazwischen lagen, er redete von unsrer Kinderzeit und ihren Freuden, und indem er mich leise in eine friedliche, glückselige Vergangenheit führte, gab er mir auch das Vertrauen derselben zurück. Ich öffnete ihm mein ganzes Herz, ich ließ ihn in diesen Abgrund von Trostlosigkeit und Jammer schauen, denn ich fühlte, daß er der einzige Mensch war, dem ich, ohne Lamberts Andenken zu verletzen, sagen durfte, was ich gelitten. Und wie wußte er freundlich einen Schleier über diese Wunden und

Mängel meiner Ehe zu breiten, wie mild richtete er und wie hoch erhob er sich selbst dadurch! Er war, außer dem alten Oberst, der einzige Mensch, der die rechte Sprache des Trostes fand, indem er suchte, Lambert zu entschuldigen, statt ihn in den Staub zu treten.

Mit der Selbstsucht, die dem Schmerze mehr noch eigen ist, als dem Glücke, hatte ich immer nur von mir geredet und so erfuhr ich erst, nachdem wir schon auf dem Heimwege waren, daß er seine Mutter verloren habe und allein lebe. Ich konnte ihm nachempfinden, wie einsam er war, den die zärtlichste Mutterliebe bis in das Mannesalter vor den rauhen und unangenehmen Berührungen des Lebens gewahrt hatte, und dessen Gesundheit dem einzigen Schmerze, vor dem sie ihn nicht hatte bewahren können — dem um eine unerwiederte Liebe — erlegen war.

Zum ersten Male, seit jener furchtbaren Katastrophe, fühlte ich etwas Muth und Beruhigung in mir; ich hatte sie von dem Menschen empfangen, gegen den ich mich von Allen am tiefsten vergangen. Baum besuchte mich von nun an täglich, er spielte und tändelte mit Dir, daß Du ihn schnell vor allen Andern

herauskanntest und die ganze Zärtlichkeit seines Herzens schien er auf Dich zu übertragen. Es war natürlich, daß wir auch meine Pläne für die Zukunft besprachen, die mannigfaltig genug waren, die aber sämmtlich von ihm verworfen wurden. Jede Abhängigkeit, jede Entbehrung, der ich mich unterwerfen wollte, um unsre Existenz zu gewinnen, machte ihm Schmerz. Eine Schule zu beginnen, war ein mühevolles, und wenn man keine Connexionen und Unterstützung hat, selbst precaires Brod; uns mit Nähen und Sticken zu ernähren, ein jammervoller Erwerb, der bei meinen vom Weinen geschwächten Augen schwerlich ausreichte und eine Stelle als Gouvernante anzunehmen, hätte eine Trennung von Dir bedingt. Alles das schien Karl noch unausführbarer, als mir und endlich rückte er mit der Proposition heraus, ihn in seine Heimath zu begleiten und wieder wie einst in dem hübschen, kleinen Garten zu wohnen. Er wußte diesen Vorschlag so ganz in das Gewand einer Bitte zu kleiden, und mir so lebhaft vorzustellen, daß von der Erfüllung derselben, die ihm eine liebevolle Gesellschaft und Pflege in Aussicht stellte, vielleicht die einzige Möglichkeit einer Ge=

nesung für ihn abhänge, daß von einer Weigerung kaum die Rede sein konnte, ja, daß ich hätte glauben können, ich sei es, die ihm Freude und Wohlthat spende, wenn ich nicht das vortreffliche Herz gekannt hätte, das mir eine Zuflucht bot.

So bekamen wir denn durch den, den ich einst zum Tode betrübt, dessen Hand und Herz ich verschmäht, eine stille, traute Heimath, und den Kummer, den ich ihm bereitet, vergalt er durch tausendfältige Liebe! Aber Gott wollte nicht, daß ich Frieden oder Freude fände, so lange ich jung war. Hernach freilich — und dafür mögest Du gesegnet sein, Victorine, — fand ich Freude an Dir und in Deinem fröhlichen Lachen vergaß ich oft die vergangenen Tage. Ich sah bald, daß die Krankheit meines Freundes unheilbar war, der Arzt selbst sagte mir, seine Tage seien gezählt. Ich ergab mich darein mit einer gewissen stumpfen Resignation, aber Karl, der seinen Zustand wohl erkannte, war nicht so ruhig. Die Pläne und Sorgen um unsre Zukunft erfüllten ihn so ganz und gar, daß sie sein Uebel verschlimmerten und als dazu eine Versetzung in seinem Amte kam, die ihn hierher nach M. be-

orderte, wurde sein Zustand durch die Aufregung höchst bedenklich.

Da rief er mich eines Abends zu sich; „Georgine," fragte er, „bin ich Dir zeitlebens ein treuer Bruder gewesen?" „O, Karl," erwiederte ich weinend, „wie treu, das weiß nur Gott." „Nun denn, und daß ich Dein Kind liebe, als wäre es das meine und daß Euer Wohl mich beschäftigt Tag und Nacht, das weißt Du auch," fuhr er fort, „deshalb habe noch einmal, zum letzten Male, Vertrauen zu mir und füge Dich meinem Willen. Ich habe Dich geliebt und liebe Dich heute wie damals, als ich es Dir gestand; meine Wünsche, die Wünsche, die beim Anblick der Geliebten jedes Mannes Brust erfüllen, sind verstummt, von ihnen ist nur der einzige geblieben, für Dich sorgen und Deine Tage vor Noth und Mangel schützen zu dürfen. Deshalb thue jetzt, was einst nicht sein konnte; werde mein Weib, Georgine. Du hast nun nichts mehr zu fürchten," fuhr er traurig fort, „jetzt reißt das Grab eine tiefe Kluft zwischen uns auf, wenn auch Dein Wille es nicht gethan hätte. Wenn ich Vermögen besäße, was ich Dir hinterlassen könnte, würde ich das Mittel einer Heirath

nicht wählen, aber mein ganzer Reichthum sind zwölfhundert Thaler, unser übriges kleines Vermögen verschlang meine Erziehung, bis ich selbst den Gehalt bekam, der nun ja hinreicht, uns Alle zu ernähren. Du wirst aber als meine Wittwe an Pension und aus Wittwenkassen 200 Thaler erhalten, und wie wenig es auch ist, es ist doch ein Nothpfennig. Wenn Du die zwölfhundert Thaler, die ich Dir hinterlasse, theilweise anwendest, Victorinen eine gute Erziehung zu geben, so ist auch sie dereinst geborgen, wenn Du sie verlassen mußt, wie ich Dich, und in diesem Gedanken werde ich etwas erleichtert von Dir scheiden." Dieser treuen und großmüthigen Liebe gegenüber wäre es kleinlich und unwürdig gewesen, neue Einwände zu machen; ich nahm voll Dank und Segen sein Anerbieten an und er wurde dem Namen nach mein Mann. O Victorine, er war nicht der Geliebte meines Herzens — man liebt nur einmal — aber ich war ihm ergeben mit Treue, mit ehrfurchtsvoller Freundschaft.

Wir waren sechs Wochen verheirathet, als wir hierher zogen; der Wechsel, das Scheiden von einer lieben, langjährigen Umgebung übte einen nach-

theiligen Einfluß auf Baum. In späteren sechs Wochen hatte er ausgelitten, ich begrub das treue Herz, das mit so viel Liebe über mich gewacht, ich war nun wieder allein mit Dir — und blieb es.“ —

„Mutter,“ fragte das schöne Mädchen mit thränenerstickter Stimme, während sie liebevoll ihre Arme um die Gebeugte schlang, „habe ich Dein Leben denn gar nicht froh machen, habe ich niemals die Schatten verwischen können, die es trübten, warst Du immer einsam?“

Frau Baum drückte sie heftig an sich; „mein Liebling Du,“ sagte sie weich, „nein, davor sei Gott, daß ich undankbar wäre in meinem Schmerz; Du hast mich beglückt, Du hast mir Geduld und Ergebung, hast mir Glauben und Hoffnung wiedergegeben, und Deine Liebe hat meinen Haß überwunden und mich zu dem geführt, der milde richtet.“

„Und vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern,“ flüsterte das junge Mädchen, und sank auf ihre Kniee und barg das weinende Antlitz tief in den Schooß der Mutter.

„Amen," sagte Frau Baum leise, „Amen, nun mag es Frieden werden in Dir und mir."

Es war neun Uhr, als der Präsident am folgenden Morgen sich anschickte, das Haus zu verlassen und sich diesmal eine Stunde früher als gewöhnlich nach dem Gerichtshofe zu begeben. Sein Schritt war fest und sein Blick ruhig, selbst als er dem seiner Frau begegnete, die mit Anna auf dem Flur stand. Die Kleine war fröhlich und guter Dinge, der Präsident hatte nie empfunden, wie lieblich und erquickend der helle Ton einer Kinderstimme ist; heute drang sie bis an sein starres Herz und es fehlte wenig, so hätte er den kleinen Wildfang geküßt. So aber vermied er wie immer das Auffallende, Außergewöhnliche, begnügte sich den Abschiedsgruß seiner Frau mit einem stummen, aber freundlichen Kopfnicken zu erwiedern und verließ mit dem Anschein des größten Gleichmuths das Haus.

Seine erste Frage im Gerichtshofe, mit welchem ein Gefängniß für die in Untersuchungshaft Befindlichen verbunden war, war nach dem gestern

Abend verhafteten Baron Montecaldo und seinem Diener, und er befahl dem Gefängnißwärter, Beide zu einer Unterredung nach seinem Privatzimmer zu führen. Dieses Zimmer, ein helles hohes Gemach, in welchem der Präsident häufig Mittheilungen oder Geständnisse der Angeschuldigten entgegennahm, ging nach der Straße und war mit einem kleinen Cabinet verbunden, in welchem ein Waschtisch stand und wo der Präsident einen bequemen Arbeitsrock hängen hatte. Dasselbe hatte ein einziges Fenster, welches auf einen kleinen Nebenhof des weitläuftigen Gebäudes sah, der auf eine stille, kleine Gasse mündete.

Der Gefangenwärter leistete dem Befehl Folge, er geleitete beide Verhaftete in des Präsidenten Zimmer, der sie mit der strengen und würdigen Miene empfing, die jener an ihm kannte.

Inzwischen verstrich eine Viertelstunde nach der andern, ohne daß die Klingel in des Präsidenten Zimmer den Gefängnißwärter herbeirief, um die beiden Gefangenen wieder fortzuführen. Es war elf Uhr geworden, so lange hatte seines Wissens nach der gestrenge Herr sich noch niemals bei dergleichen Unterredungen verweilt und der Wärter,

dem das Warten lang wurde, trat eben auf den Hausflur, um mit den Aus- und Eingehenden ein Wort zu schwatzen, als ein junger Assessor erhitzt und athemlos in das Haus stürzte und zwei mit einander redenden Gerichtsräthen, die ebenfalls auf dem Flur standen, schon von Weitem zurief: „Wissen Sie es, meine Herren, wissen Sie die traurige Nachricht schon, daß den Präsidenten der Schlag gerührt hat?“

Die Herren fuhren auseinander, als hätte der Blitz neben ihnen eingeschlagen, und der Assessor fuhr fort: „Es herrschte die größte Verwirrung im Hause, als ich eben vorüberkam, ärztliche Hülfe, die man schon gerufen hatte, war vergebens.“

„Aber wo ist denn das Unglück geschehen?“ fragte der ältere Gerichtsrath.

„Gottlob, im eignen Hause,“ erwiederte der Assessor. „Der Bediente, der ihm Jemand zu melden hatte, fand ihn schlafend auf dem Sopha, und als er einigermaßen verwundert darüber, — weil der Präsident nie am Tage zu schlafen pflegt, — zu der Dame des Hauses geht, um zu fragen, ob er den Herrn wecken soll und diese das selbst übernimmt, findet sie ihn todt!“

„Bitte um Entschuldigung,“ fiel der Gefängnißwärter mit schlauem Lächeln ein, „daß ich mich in die Unterhaltung mische, es ist nur, um die Herren zu beruhigen. Der Präsident ist schon seit neun Uhr hier in seinem Zimmer mit zwei Gefangenen und nimmt wahrscheinlich, da es so lange dauert, selbst das Protokoll auf.“

„Bewahre,“ rief der jüngere Gerichtsrath, „er ist mir ja um halb zehn Uhr hier im Flur begegnet und hat einige Worte mit mir gesprochen.“

Diesmal lächelte der alte Gefängnißwärter gar nicht mehr schlau, er sah vielmehr recht verdutzt aus, als er wiederholte: „Er ist Ihnen begegnet? Ja, mein Gott, was ist denn aus meinen beiden Gefangenen geworden?“

Auch die Herren blickten einigermaßen zweifelhaft darein und während der Assessor in die oberen Sitzungslokale lief, um die traurige Neuigkeit auch dort zu verbreiten, rief einer der Gerichtsräthe: „die werden noch drin stecken, der Präsident wird, als er den Schwindel gefühlt, draußen haben freie Luft schöpfen wollen und hat die Gefangenen eingeschlossen. Sehen Sie nur, der Schlüssel ist abgezogen.

„So unvorsichtig ist der Herr Präsident nicht,

das Zimmer hat ja nicht allein eine Thür, es hat ja auch Fenster," entgegnete der Gefängnißwärter kopfschüttelnd. „Soll ich den Hauptschlüssel holen?"

„Gewiß, nur schnell," rief der Gerichtsrath, dem die Sache selbst etwas seltsam zu werden begann, wenn sie echappirt wären, das wäre zum Teufel kein Spaß."

Mittlerweile war auf die Unglücksbotschaft und die Nachricht, daß der Präsident die Gefangenen nicht wieder abgeliefert hatte, aus den verschiedenen Büreaus fast das sämmtliche Obergerichtspersonal herbeigekommen und stand erwartungsvoll vor der Thür, die der Gefängnißwärter öffnete.

Das Zimmer war völlig leer, die Thür zum Cabinet stand angelehnt und das weit offne Fenster desselben zeigte nur zu deutlich, welchen Weg die Flüchtlinge genommen hatten. Ein Ausdruck grenzenloser Verwunderung auf allen Gesichtern vertrat für einen Augenblick alles Reden über den unbegreiflichen Zusammenhang dieser Geschichte, dann aber erging man sich in den erschöpfendsten Muthmaßungen, ob der Präsident an die Möglichkeit einer Flucht von Seiten der beiden Gefangenen gedacht habe oder nicht, ob der herannahende Schwin-

del, der seinen Tod herbeiführte, vielleicht sein Bewußtsein schon getrübt, als er fortging, oder ob er im Gehen vielleicht die Klingel gezogen, die der Gefängnißwärter nicht gehört. Letzteres wurde nun zwar entschieden von demselben verneint, die Klingel war nur einmal gezogen, um ihn mit einer Bestellung in den oberen Stock zu schicken; der Gerichtsrath wiederholte zum fünfzigsten Male, was der Präsident am Morgen im Vorbeigehen noch mit ihm geredet und wie er ausgesehen habe, der Assessor schilderte den Jammer und die Bestürzung im Riegerschen Hause in immer lebhafteren Farben, aber wie sie auch redeten und disputirten, der Präsident blieb stumm und todt und die beiden Gefangenen verschwunden.

Welche Stille kommt derjenigen gleich, die über den Räumen liegt, aus welchen man eben einen Menschen, der an der Spitze der Familie und des Hauswesens stand, zur letzten Ruhe getragen hat! Dieses traurige, eigenthümliche Schweigen lag auch über dem Hause des Präsidenten, den man vor einer Stunde feierlich zur Erde bestattet hatte, und

eben kehrte Felix heim von dem letzten Geleite, was er ihm gegeben. Ein sorgenvoller Ernst lag auf dem Gesichte des jungen Mannes und milderte sich erst zu einer warmen und herzlichen Theilnahme, als er in das Zimmer der Präsidentin trat, die in eine Ecke des Sophas gedrückt, leise weinte. Es war mehr der nachwirkende Schrecken des Ereignisses und der Ernst dieser letzten Stunde, der ihre Seele bewegte, als eine tiefe Trauer, wie sie beim Verluste ihres ersten Gatten sie empfunden hatte; damals riß der Tod eine Lücke in ihrem Herzen, heute nur in dem Kreise ihrer Sorgen und liebevollen Pflichten. Es kam ihr noch leerer und einsamer in dem großen Hause vor als sonst, und obgleich der Präsident es wenig belebt hatte und mehr gefürchtet als geliebt war, so erhielt sein Wille doch die Hausgenossen in einem bestimmten und regelmäßigen Kreislauf von Pflichten und Beschäftigungen, die in ihrer despotischen Strenge zwar Niemandes Herz erquickten, aber doch die Zeit ausfüllten. Seit seinem Tode hatte Frau Emma keine öffentlichen Anstalten besucht, sie war zu erschrocken und ergriffen, um nur die Tröstungen des Pastor Buch, den sie entschlossen abweisen ließ, anzunehmen,

sie suchte allein Stärke in ihrem eignen frommen Glauben, und obgleich in diesen Tagen der Trauer Jeder der Hausgenossen aus seinem eignen Herzen beten mußte, so war vielleicht doch während der Lebzeit des Präsidenten kein so andächtiges Gebet emporgestiegen, als gerade jetzt.

Die Angelegenheiten des Nachlasses hatten bis heute geruht; Felix war am Tage zuvor als Vormund für seine Schwester bestellt, da sich kein Testament des Präsidenten vorfand, welches eine andere Bestimmung enthalten hätte, und es war nun Felix's nächste Pflicht, die Papiere desselben zu reguliren. Eine trübe Verstimmung hatte sich des jungen Mannes bemächtigt; er, der allein die wunderbare Anschuldigung Montecaldo's gegen seinen Stiefvater kannte, diese Anschuldigung, die nur zu viel für sich hatte, und nur auf einen Augenblick durch den erheuchelten Gleichmuth des Präsidenten entkräftet schien, konnte nicht umhin, die wunderbare Flucht des Abentheurers und selbst Riegers plötzlichen Tod damit in Zusammenhang zu bringen, und er konnte sich eines tiefen Bedauerns nicht erwehren, wenn er erwog, daß ein Mann, wie der Präsident, ausgezeichnet durch so viel geistige Fähig-

keiten und weltliche Ehren, einer falschen und heuchlerischen Frömmigkeit und einer niedrigen Habsucht zum Opfer fiel. Da der Präsident, indem er Montecaldo zur Flucht verholfen, sich vor den gravirenden Aussagen desselben schützte, so konnte Felix sich nicht der Sorge entschlagen, daß noch andere, tiefere Motive vorlägen, die seinen Stiefvater gequält und vielleicht seinen raschen Tod herbeigeführt hatten.

Er begann also das ziemlich schwierige Geschäft des Suchens und Aufräumens in den Papieren des Verstorbenen, sonderte die Dienstangelegenheiten von den Privatdocumenten und forschte, in Frau Emmas Interesse, vor Allem nach dem Vermögen derselben, was sie vor zwei Jahren in guten Obligationen in die Hände ihres Mannes niedergelegt hatte. Aber wie er auch suchte, anfangs ruhig, dann ängstlicher und aufgeregter, es fand sich keine Spur, weder ein Schein einer Hypothek noch einer Schuldverschreibung, gegen welche der Präsident es möglicherweise ausgeliehen haben könnte und Frau Emma hatte noch gestern gesagt, daß sie seit ihrer Verheirathung sich nie wieder um ihr Vermögen gekümmert hätte. Was Felix aber in gleichem

Maße beunruhigte, war, daß sich auch von dem Vermögen, was der Präsident seiner Meinung nach der kleinen Anna hinterlassen mußte, keine Spur fand, und ehe er noch dem Gedanken Raum geben mochte, daß der Verstorbene vielleicht unglücklich damit speculirt habe, wurde von dem Bedienten der Banquier Danziger gemeldet. Felix erinnerte sich nicht, den Namen gehört zu haben, ließ den Mann aber gleichwohl eintreten und erkannte dann in der gebückten Gestalt, die in dem schäbigen grünen Rocke vor ihm stand, sogleich die Person des Lotteriejuden, den er im Hause oft hatte verkehren sehen.

„Sie werden entschuldigen," sagte Danziger freundlich, „wenn ich Sie störe in wichtigen Angelegenheiten, aber die meine ist auch wichtig und delicat dazu. Wichtig für mich und delicat für Sie."

„Und das wäre?" fragte Felix nicht ohne eine gewisse Spannung.

„Sehen Sie, Herr Baron, ich habe hier einen Wechsel; ich habe ihn angenommen von dem Herrn Präsidenten an Geldesstatt, und er ist ausgestellt vom Baron Montecaldo auf dessen Schwiegervater,

den Ephraim Radauer. Ich nahm ihn an, weil ich dachte, der Montecaldo ist ein ehrlicher Mann, und ist er's nicht, so ist es der Herr Präsident. Geld mußte ich in dem Augenblicke nicht haben, aber Sicherheit, denn ich wußte es aus dem eignen Munde des Herrn Präsidenten, daß er ruinirt sei. Er hat mir hier, an dieser Stelle, gedroht, daß er sich würde erschießen und mich bringen um's Geld, wenn ich ihm nicht Zeit ließe, seine Geschäfte etwas zu arrangiren."

Vergebens suchte Felix seinen Schrecken dem Juden gegenüber zu bemeistern, Danziger entging die Bewegung nicht und er sagte mit kriechender Theilnahme: „Wußten Sie's nicht, weiß es die gnädige Frau nicht? Gott, der Gerechte, was wird es ein Gejammer sein, wenn sie erfährt, daß der Herr Präsident das schöne Vermögen hat verspeculirt in Korn, Spiritus und Eisenbahnactien!"

Felix hatte unterdessen seine Fassung wiedergewonnen; „Herr Danziger," sagte er, vor denselben hintretend und ihn mit einem so stolzen Blicke messend, daß dieser ganz erschrocken einen Schritt zurückwich, „was Sie mir über die Angelegenheiten des Herrn Präsidenten mitzutheilen haben, bitte ich,

ohne Commentar zu thun und ja Ihr Gedächtniß zusammenzunehmen, daß Sie meinem Vater keine Aussprüche in den Mund legen, die Ihnen schwer zu beweisen sein würden. Und nun zur Sache, wenn es Ihnen gefällig ist, meine Zeit ist gemessen."

„Ich habe also diesen Wechsel," begann Danziger etwas eingeschüchtert, „von dem Herrn Präsidenten in dem Glauben, daß er gut sei, angenommen, denn der Baron Montecaldo sollte damals der Schwiegersohn vom Radauer werden. Nun aber, wo der Baron ist festgenommen worden und entflohen und hat Schulden hinterlassen die Menge, bin ich gegangen zum Radauer und habe ihm den Wechsel präsentirt. Was glauben Sie, was er mir hat geantwortet? Er will ihn nicht annehmen, sagt, ziehen könne Jeder auf ihn, der Montecaldo sei ein Betrüger und er werde zu all dem Aerger nicht zahlen einen Wechsel von achttausend Thaler, worauf sein accept nicht stehe. Wäre der Herr Präsident am Leben, so würde der den Wechsel einlösen; seine Ehre würde es nicht erlauben, daß ein armer Familienvater, wie ich bin, sollte bezahlen die Schuld eines vornehmen

Herrn, wie er ist. Denn es ist baar geliehenes Geld, was der Herr Präsident mir schuldet und wenn ich dafür auch seine Ehre habe als Pfand, so wissen Sie selbst, Herr Baron, sie ist nichts nutz, ohne die blanken Louisd'ors."

Felix war sprachlos vor Schreck und Ueberraschung; wenn noch ein Beweis gegen den Präsidenten mangelte, so stellte dieser Wechsel ihn fest, er bezeugte die vertrauliche Beziehung zwischen Beiden, denn Felix wußte, zumal bei diesen kläglichen Vermögensumständen seines Stiefvaters, daß keine geschäftliche Verbindung, wonach Montecaldo dem Präsidenten achttausend Thaler schuldete, Statt gefunden habe. Er nahm den Wechsel zur Hand und während er ihn scheinbar prüfte, erwog er, wie gefährlich derselbe, wenn man ihn mit den übrigen Umständen in Montecaldo's Geschichte zusammenstellte, dem guten Namen des Präsidenten, den Felix noch immer zu retten hoffte, werden könne.

„Ich beklage Sie aufrichtig," sagte er, „es liegt für Niemanden die rechtliche Nothwendigkeit vor, den Wechsel, den Sie freiwillig annahmen, zu acceptiren oder zurückzunehmen, da die Erben den Nachlaß nur cum beneficio inventarii antreten werden.

Was Sie vorhin bemerkten, daß mein Vater große Summen von Ihnen geliehen, beweiſ't hinreichend, daß er keine überflüssige Capitalien hatte und wenn auch die Präsidentin, ihrem Manne zu Liebe, sich zu pecuniären Opfern entschlossen hat, so zweifle ich doch, daß sie dieselben, gerade weil ihre Lage vielleicht keine glänzende bleibt, aus Rücksicht für fremde Personen vermehren wird."

„Gott, Herr Baron, Sie wollen doch nicht sagen, daß ich das Geld soll in den Schornstein schreiben?" schrie Danziger. „Ich bin ruinirt, wenn ich's thue, und meine Familie dazu. Von einem so vornehmen Herrn, so frommen Herrn, wird man doch nicht sagen sollen, daß er einen armen Mann, der ihm Geld geliehen hat ohne Sicherheit, ins Malheur geritten hat mit schlechten Wechseln? Der Umgang mit einem Lump und Betrüger, wie der Montecaldo war, thut dem Herrn Präsidenten nichts, aber wenn es heraus kommt, daß er hat schlechte Wechsel von ihm angenommen und damit seine Schulden bezahlt, so schadet's ihm doch."

„Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen vorhin sagte, ich will Thatsachen hören, aber kein Raisonnement," brauste Felix auf, „und nur, wenn

Sie in den schuldigen Grenzen sich halten, lasse ich mich herbei, Sie länger anzuhören. Ein rechtliches Verlangen können Sie nicht erheben, nur eine bescheidene Bitte und darauf" — fuhr er gemäßigter fort, — „werde ich sehen, was sich thun läßt."

Danziger schöpfte wieder Athem; „Herr Baron," bat er kläglich, „ich thue die bescheidene Bitte" —

„Gut, Danziger. Ich bin in Allem, was ich thue, kurz und bündig. Einreden liebe ich nicht, sie machen mir auch leicht den Kopf kraus, daß ich anderes Sinnes werde, deshalb entgegnen Sie kein unnützes Wort auf meinen Vorschlag, den ich aus gutem Willen Ihnen mache, und greifen Sie mit beiden Händen zu, wenn er Ihnen irgendwie genehm dünkt. Die Präsidentin wird den Wechsel nicht einlösen, die Vormundschaft gar nicht, aber ich habe Lust, in meines Vaters Sinne zu handeln, der, wie Sie sehr richtig bemerkten, als Ehrenmann einen Verlust gedeckt haben würde, welcher nur entfernt durch ihn herbeigeführt sein könnte. Ich habe indessen kein Vermögen, ich bin weder im Stande, den Wechsel in sechs Monaten, noch überhaupt in einem Termine zu bezahlen. Dennoch gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich ihn einlöse und stelle

Ihnen zu dem Zwecke gegen die Ueberlieferung dieses Papieres zwar keinen neuen Wechsel aus — ich lasse niemals auf mich ziehen, — wohl aber eine Schuldverschreibung über achttausend Thaler, zahlbar in Raten, und zu verzinsen mit 5 Procent. Reden Sie nicht, Danziger, noch nicht, besinnen Sie sich ja erst, bedenken Sie, daß es allein von meiner Güte abhängt, ob Sie überhaupt Geld bekommen, und daß ich mein Anerbieten zurückziehe bei der mindesten Unlust, die Sie blicken lassen."

Danziger verdrehte die Augen, er würgte mit Gewalt die Einwände hinunter, die widerspänstig seinem Munde entschlüpfen wollten und brachte endlich mühsam heraus: „Schreiben Sie, Herr Baron, hier ist der Wechsel, ich bin's zufrieden."

„Das war klug, Danziger," nickte Felix beistimmend, während er nach Feder und Papier griff, „Ihre Forderung hing an einem seidenen Faden. Hier ist die Schuldverschreibung; Sie haben es nur der guten Meinung, die Sie von dem Präsidenten hegen, zu danken, daß ich diese Angelegenheit übernahm, und in diesem Sinne werde ich thun, was möglich ist, um die Schuld bald zu liquidiren.

„Ich danke, ich danke," erwiederte Danziger

kratzfüßelnd, aber mit gepreßter Stimme, „der Herr Präsident war ein nobler, braver Herr und der Herr Baron treten in seine Fußstapfen.“

Eine Zeitlang, nachdem die Thüre sich hinter dem Juden geschlossen, saß Felix still und gedankenvoll in dem Sessel vor dem Schreibtisch des Präsidenten. Er dachte daran, wie manche bange, sorgenvolle Stunde auch dieser hier gesessen haben mochte, rathloser noch, als heute er und gedrückt von dem Gewichte der Schuld. Dann aber riß er sich gewaltsam aus diesem unthätigen Sinnen auf, ging auf's Neue an das Ordnen der Papiere und öffnete zu dem Zweck eine Schublade, in welcher der Präsident eigentlich andere Gegenstände verwahrte. Ein Päckchen Visitenkarten, ein elegantes Cigarrenetui, einige werthvolle Dosen und andere Pretiosen zogen Felix's Aufmerksamkeit nicht auf sich; es war ein kleines geleertes Medizinfläschchen, dem der Kork entfallen war, was Felix hastig hervorzog. Einen einzigen schmerzlichen Blick warf er auf die blaue Etiquette des Glases, die das eine Wort: „Opiumtinctur“ trug, dann zernichtete er sorgsam das Fläschchen und den Streifen Papier, der daran hing und setzte sich, erschöpft wie Einer, der ein schweres Werk

vollbracht, aber zugleich erleichtert durch eine, wenn auch schmerzliche Gewißheit, wieder nieder in den Sessel. Seine Kindheit zog an ihm vorüber, freudlos und gedrückt von des ernsten Mannes kaltem Blick; der Mutter theures Bild, das in dieser kühlen Athmosphäre so bleich und trüb geworden war, bis es erstarrte in der Kälte des Todes, Frau Emma's einförmiges Leben, das, in eine widernatürliche Richtung gezwungen, zur Lüge wurde an ihrem guten, tiefen Gemüth, so viel verschüchterte Liebe und zurückgedrängte Wahrheit, so viel Kälte und Schein! Aber er ließ diese Bilder an sich vorüber ziehen ohne Groll; er erstarb in Mitleid, wenn er an die Oede dachte, die in dem Herzen dieses Mannes gelegen hatte, dessen Geist so reich geschmückt war; er dachte daran, wie er immer allein gewesen, trotz Frau und Kind, welche tiefe Demüthigungen er vor sich selbst erlitten, welch harten Kampf er gekämpft, ehe er den Knoten zerhaute, den nur eine tiefe, reuige und wahre Liebe hätte lösen können; und Felix, der es verschmäht hatte im Leben mit ihm zu beten, er that es jetzt aus dem Grunde seines ehrlichen, männlichen Herzens für ihn.

Die heitere Ruhe eines schönen, klaren Septembertages umgab das Haus und den Garten des Chevaliers, der in einem Lehnstuhle schlummernd auf der Terrasse saß. Kein Luftzug bewegte die Blätter der Orangen-Bäume, die hier aufgestellt waren, kein Wort, kein Schall im Hause verrieth, daß hier noch lebende Wesen seien und doch entfaltete Martin in den vorderen Gemächern, die nach der Thalstraße zu lagen, eine geschäftige, wenn auch lautlose Thätigkeit. Der alte Mann, dessen Haar jetzt silberweiß war, schien unermüdlich; bald schlich er auf den Zehen zu seinem Herrn, dessen Schlaf er bewachte, wie den eines Kindes, bald kehrte er eben so eilig zurück, um noch eine ordnende, verschönernde Hand an die Zimmer zu legen, die unter den Bemühungen der alten Harzerin zu Gastzimmern verwandelt waren. Hoch aufgethürmte Betten, die er sich gegen Geld und viele gute Worte aus dem Hotel des nächstliegenden Städtchens verschafft, standen an den Wänden und eine mit Blumen umkränzte und zierlich mit weißen Gardinen umsteckte Toilette, deren Arrangement dem Talente des alten, rauhen Elsassers alle Ehre machte, schien sogar auf Damenbesuch zu deuten. Wenn man dann die

Vorsicht bemerkte, mit welcher er Alles das vor dem Blicke des Chevaliers verbarg, so mußte man auf die Vermuthung kommen, daß derselbe von dieser Ueberraschung nichts ahnte, die, nach dem unruhigen Wesen des Dieners zu schließen, mit dem er wieder und wieder hinaustrat vor die Hausthüre und erwartungsvoll die holperige Thalstraße hinabblickte, nicht mehr fern zu sein schien.

Endlich wurde denn auch sein Harren belohnt; ein Wagen, den seine alten Augen schon von weitem erkannten, hielt bald vor dem Hause, dessen verrätherische Klingel man heute angebunden hatte und Felix war der Erste, der heraussprang. Langsamer folgte Frau Baum und Victorine und die erstere war so heftig erregt, daß sie athemschöpfend erst stillstand, ehe sie der stummen, ehrerbietigen Einladung Martins, in das Haus zu treten, Folge leistete. Auch auf dem Gesichte des alten Dieners malte sich eine schlecht unterdrückte Gemüthsbewegung; leise Vorwürfe gegen die, welche so schwere Vergeltung geübt und dankbare Freude, daß er nun endlich erschienen sei, der Tag der Erlösung, liehen dem alten, verwitterten Gesicht ihren Ausdruck, aber reine Glückseligkeit leuchtete darin auf, wenn

sein Blick das schöne Mädchen traf, das in seinem Liebreiz und seiner Reinheit ihm wie ein Engel der Versöhnung erschien, der gekommen sei den Chevalier und ihn aus dem lebendigen Grabe zu erwecken.

Sie waren alle in das Zimmer getreten, was für die Damen hergerichtet war und Martin erwartete, an der Thür stehend, die weiteren Befehle „seines jungen Herrn," wie er Felix beharrlich seit jener Stunde nannte, wo er demselben vom Chevalier gleichsam als ein Erbstück vermacht war.

„Hast Du den Onkel vorbereitet, Martin," fragte Felix, nachdem er dafür gesorgt, daß Frau Baum einige Ruhe und Bequemlichkeit gefunden.

„Soweit es ging, Herr Baron," erwiederte der Alte; er ist so schwach und ungläubig geworden durch alle die Begebenheiten der letzten Zeit, daß man ihm schon die volle Wahrheit sagen müßte, wenn man ihm Muth machen wollte. Das wagte ich aber nicht; denken Sie nur, ich war ganz allein mit ihm, und wenn die Freude ihn nun getödtet hätte, ehe Sie kamen? Er weiß nur, was Sie ihm selbst mitgetheilt haben, daß jene Nachricht erdichtet und die Todtenscheine falsch waren, aber

ich weiß kaum, ob es Freude war, die er bei Ihrem Briefe empfand. Er sagte nur: „Nun sind wir wieder auf dem alten Standpunkt, Martin, und wie der ewige Jude, der die Welt durchirrt ohne Rast, so wandern meine Gedanken zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Glauben, Reue und Verzweiflung — nicht verdammt und nicht erlös't." Des Dieners vorwurfsvoller Blick traf Frau Baum, die erschüttert ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte, und nach einer kleinen Pause fragte er: „Wie soll es nun werden? Der Herr Chevalier ahnet nichts, es wäre ganz vergebens gewesen ihm Hoffnungen zu machen, er nimmt sie von mir doch nicht an. Jetzt schläft er, und wenn es der Herr Baron nicht dringend wünschen, möchte ich ihn nicht wecken, denn ein ruhiger Schlaf ist ein seltener Gast bei ihm."

„Nein, nein, Martin, bei Leibe nicht," erwiederte Felix, „erst wenn er erwacht, sagst Du direkt und ohne Umschweife, daß eine Dame aus Frankreich ihm wichtige Nachrichten zu bringen habe. Das wird seinen Geist schon wecken und die Hoffnung beleben, damit ihn die Freude nicht umwirft. Aber auch Frau Baum bedarf der Schonung und

Vorsicht, und wenn des Onkels Schlaf wirklich fest ist, so will ich sie in den Gartensaal führen, damit der erste Eindruck nicht überwältigend für sie ist, wenn sie dem Onkel Aug in Auge sieht."

Felix hatte sich, ohne eine Entgegnung abzuwarten, Frau Baum genähert, und diese reichte ihm willig den Arm, um dem leise voranschreitenden Martin zu folgen. Muthig überwand sie das Zittern, das ihren Schritt lähmte, und als sie nun dem Gefürchteten und Gehaßten nahe war, als sie diese gebrochene Gestalt und die erschlafften Züge, als sie das weiße Haar sah, das nicht die Last der Jahre, das Reue und Qual gebleicht, da fühlte sie tief im Herzen, daß ein höherer Richter Recht gesprochen zwischen ihm und ihr, und aller Haß löſ'te sich auf in ein tiefes und schmerzliches Mitleid. Sie verweilte nur wenige Minuten, aber diese Augenblicke beschwichtigten den Sturm, der Jahrelang in der Brust dieser Frau getobt und klar und gefaßt kehrte sie zu Victorine zurück, die mit der leidenschaftlichen Ungeduld der Jugend der kommenden Stunde entgegen sah.

„Hab' ich lange geschlafen, Martin?" fragte nach einer Weile erwachend der Chevalier den alten Die-

ner, der im Gartensaal neben ihm saß und seinen Schlummer bewachte.

„Ziemlich, Herr Chevalier und Gottlob recht fest.“

„Die kleinste Beschäftigung greift mich jetzt an; ich habe heute Morgen, da man mich mit falschen Nachrichten betrogen hat, mein ursprüngliches Testament wieder hergestellt, so leid es mir auch um die kleine Anna thut, die jetzt mittellos ist, wie mir der Baron geschrieben. Aber es muß doch so sein; der Bruder muß ihre Stütze werden. Es bleibt nur noch übrig, daß sobald als möglich ein Notar bestellt wird, um das Testament beglaubigen zu lassen.“

„Das kann noch heute geschehen, Herr Chevalier, jetzt wartet etwas Anderes auf Sie,“ entgegnete Martin stockend. „Es ist eine Dame draußen, die Sie zu sprechen wünscht.“

„Ah, gewiß die Präsidentin,“ sagte St. Aubin ängstlich und abwehrend, „nein, Martin, ich kann Sie nicht sehen, ich bin wirklich krank und matt, oder, Du mußt mir erst Zeit lassen,“ fügte er hinzu, der angebornen Galanterie gegen Damen unwillkürlich nachgebend.

„Es ist nicht die Präsidentin, Herr Chevalier,“

begann Martin wieder, „es ist eine andere Dame, die weit herkommt aus Frankreich und die Ihnen eine wichtige Nachricht bringen will.“

Eine schwache Röthe erschien auf den eingefallenen Wangen des Chevaliers; „aus Frankreich?“ wiederholte er mit leisem Zittern, „Martin, ich kann diese Scenen voll Enttäuschung nicht noch einmal durchleben — wer ist sie?“

„Sie will ihren Namen nicht nennen“, erwiederte ausweichend der alte Diener, der immer fürchtete, der Chevalier würde den enttcheidenden Augenblick nicht erleben, wenn er zu früh Gewißheit erhielte, „aber sie behauptet, der Herr Chevalier habe sie einst gekannt.“

St. Aubin rang mühsam nach Athem; „führe sie herein Martin,“ sagte er, sich erhebend und die bebende Hand auf den Tisch stützend, „ich bin auf Alles gefaßt.“

Martin entfernte sich und der Chevalier erwartete stehend seine Rückkunft. Er hatte der Thür den Rücken zugekehrt, er hörte den Schritt des Zurückkehrenden, das Rauschen eines seidenen Kleides, aber ihm fehlte die Kraft, sich umzuwenden, er war wie gebannt auf der Stelle, wie gelähmt in jeder

Bewegung. Und da — da stand sie vor ihm und blickte ihn an ernst und doch mild.

„Georgine Lambert!" schrie er entsetzt und taumelte zurück in den Sessel.

„Ich bin gekommen," — sagte Frau Baum bewegt —

„Nein, nein," rief er, sich erhebend und angstvoll die Hände ausstreckend, „sagen Sie es nicht, mich verläßt der Muth! O, ich höre ihn noch immer, diesen Fluch, der mit mir gewandert ist achtzehn lange Jahre; er hat sich furchtbar erfüllt! Ich bin geirrt von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, als ich in Ems Ihre Spur verlor; ich wollte, ich mußte ihn wiederhaben, den Frieden, ich habe immer gesucht und nie gefunden! Ich habe verborgen gelebt, ohne Ruhe, ohne Freude und Hoffnung; ich habe die Menschen geflohen und sie haben mich verlassen bis auf Einen, der elend wurde mit mir nach dem furchtbaren Gebot. Ich bin so müde — ich möchte scheiden von der Erde, aber der Himmel ist mir verschlossen, dieser Fluch ist ein Grabstein, den mein Glaube nicht hinwegwälzt!"

„Mein Gott, mein Gott," sagte sie traurig, „warum ließ ich die Rache nicht Dir, die doch Dein

ist. — Wir haben Alle gefehlt, St. Aubin und Gott mag uns vergeben, wie ich es jetzt thue aus Herzensgrund. Ich bin gekommen, um Frieden zu bringen und Versöhnung und Ihre letzten Stunden zu segnen, daß das Grab Ihnen leicht sei."

Der Chevalier stieß einen lauten Schrei aus, er that einen Schritt vorwärts, zwei, dreimal athmete er tief und schnell auf, wie Jemand, der nach Luft ringt und stürzte bewußtlos zu den Füßen der erschütterten Frau nieder.

„Ziehen Sie die Klingel," rief Martin, der sich bemühet, ihn aufzurichten, „holen Sie Wasser und Essig, schnell, schnell, ich glaube, es ist vorbei."

Aber der Chevalier athmete noch; Felix, der mit Victorine herbeigeeilt war, trug ihn auf das Sopha wie ein Kind und nach einer Weile schlug er die Augen auf. Er schien sich des Vorhergegangenen deutlich zu erinnern; er blickte groß und frei im Kreise umher und auf Victorine, die bleich aber glückselig lächelnd zu Füßen seines Lagers stand, blieb sein Auge haften. „Das ist Lamberts Kind," sprach er klar und deutlich: „Martin, Gott ist doch ein gnädiger Gott!"

„Gewiß, Herr Chevalier, gewiß, Sie haben das

auch immer geglaubt, wenn Ihr verzweifelndes Herz auch zuweilen das Gegentheil aussprach. Und sehen Sie, hier ist auch unser junger Herr und die schöne Dame ist seine Braut."

St. Aubin sah erstaunt und fragend auf Felix.

„Ja, Onkel," betheuerte dieser gerührt, „es ist wirklich so. Meine Victorine ist auch die Deinige, ich wußte es nur damals nicht, als sie meine Braut wurde, daß ich den Schatz gehoben hatte, den Du so lange gesucht. Ein Zufall, nein, eine Gottesfügung, die ich Dir später erzähle, entdeckte mir erst vor wenig Tagen, daß Herr Baum ihr Stiefvater war, daß sie Lamberts Kind sei."

„Gelobt sei Gott," flüsterte der Chevalier und sank, ohne weiter zu fragen, ermattet in die Kissen zurück. Eine tiefe Erschöpfung, eine selige Ruhe folgte plötzlich auf alle die Aufregung; als Martin die Damen und Felix leise hinwegführte, wehrte er es nicht.

Gegen Abend kamen der Arzt und der Notar, und als er Beide gesprochen, verlangte er nach Frau Baum und dem Brautpaare. Seine Kräfte schienen in den wenigen Stunden bedeutend geschwunden, Martin mußte ihn stützen, als er sich aufrichtete, aber seine Stimme war noch klar und deutlich, als

er Victorine heranwinkend, sagte: „Hier, nimm dies Papier, es ist mein letzter Wille, aber der Deinige soll darüber stehn; schalte damit, wie Dir gut dünkt. Und nun gebt mir Eure Hand, Alle, Alle, Ihr dürft es, der Fluch ist ja von mir genommen. O, wißt Ihr, was es heißt, frei und erlös't sein, wenn man so lange verdammt war? Wißt Ihr was es heißt, voll Zuversicht zu Gott gehen und Segen nehmen und geben? Ihr, die Ihr inmitten alles Leides immer geliebt waret, Ihr wißt es nicht, aber ich, ich fühle es voll Seligkeit, ich segne Euch für diese Stunde, ich bitte Gott, daß Euer ganzes Leben so reich an Glück ist, wie dieser Augenblick! Nein, weine nicht, mein Kind," bat er, als Victorine das schöne Haupt an der Brust des Geliebten barg, „das Leben war ja so kalt und leer für mich und das Scheiden ist so süß!"

Er sank erschöpft in die Kissen zurück und einige Minuten hörte man nur das leise Weinen der Frauen. „Martin," sagte er dann, „gieb mir Deine Hand, fest, fest, Du treue Stütze meines Lebens; nun sollst Du mich auch hinüberleiten mit Deinem starken, lebendigen Glauben, der Dich und mich erhalten hat bis heute; bete zum letzten Male

für mich in Deinem Herzen und drücke mir die Augen zu."

Der alte Mann beugte seine zitternden Kniee; es war eine lange, lautlose Pause. „Er schläft," flüsterte endlich Victorine mit bangem Ton.

„Er ist todt," sagte Martin, sich langsam erhebend, „aber er ist bei Gott, er sei ihm gnädig!"

Jahre sind verflossen, die Linden, die um das Haus im Thale stehen, rauschen dasselbe Lied. Aber drinnen ist es laut und lebendig und der alte Martin, der noch einmal wieder aufgelebt ist in dem Glücke seines jungen Herrn, lehrt einem hübschen Buben exerciren wie die alte Kaisergarde es that. Victorine, die junge Mutter, die holde Gattin ist des Hauses Schmuck und Krone; sie hat das Testament zerrissen, das sie zur Erbin einsetzte, sie wollte Alles aus der Hand ihres Gatten empfangen und hat nur den Schmuck behalten, den Radauer ihr an ihrem Hochzeitstage übersandte.

Frau Baum hat Frieden gefunden, seit sie ihn gegeben, sie schmückt alljährlich, wenn die Familie im Sommer das Landhaus besucht, das Grab des Chevaliers mit einem frischen Kranze. Auch Frau

Emma fehlt dann nicht; geliebt und geehrt von Allen, wirthschaftet sie thätig und praktisch, wie ehedem in Haus und Hof. Sie erzieht ihre Stieftochter, die der Liebling Aller und nun fast erwachsen ist, vortrefflich; sie hat ja auch mehr Zeit als früher, ihre Pflichten dem eignen Familienkreise zuzuwenden. Vor Sorgen schützt sie der Wittwengehalt, den sie vom Staate empfängt und fröhlicher Sinn und wahre Gottesfurcht wohnen in ihrem Herzen und in ihrem Hause.

Der alte Radauer konnte lange nicht den Schlag verschmerzen, der ihm durch Montecaldo, von dem man übrigens nichts mehr gehört hat, zugefügt war. Er versicherte Felix, in dessen Bekanntschaft er nach wie vor Trost und Ehre fand, oft, daß das Geld allein es nicht thue und wenn's auch eine Million sei. Aber eines Tages, nachdem Felix und Victorine von einer längeren Reise zurückkehrten, während welcher sie nichts von Radauer und seiner Tochter gehört hatten, überreichte ihnen Martin zwei Karten, auf deren einer stand: „La Baronne Rosalie de Benassa née Radauer.“